

Werner-René Daniels

Neun Leben hat die Katze

**Bericht eines jungen jüdischen Krefelders, der die
Deutschen im französischen Widerstand bekämpfte**

Autobiographie aus dem Englischen von Ingrid Schupetta
Copyright für das Original Michael Rababus
Copyright für die Übersetzung Ingrid Schupetta

Kopieren unter Angabe der Quelle für Unterrichtszwecke erlaubt

1

Herausgeber
Villa Merländer e.V.
c/o NS-Dokumentationsstelle
der Stadt Krefeld
Friedrich-Ebert-Str.42
47799 Krefeld

www.villamerlaender.de
Krefeld 2017

Reproduktion des Abschiedsbriefes von Werner Daniels an seinen
Freund Hans Rabanus, vorsichtshalber in lateinischer Sprache. Werner
war damals 19 Jahre alt.

Uerdlingia, I Montii, MCM ~~XXXX~~

Amice meus.

Sentiens Germaniam esse terram inhospitalem et
eum populum sub imperio furoris hertonici, proculi
emigrare.

Doleo nullam viam fuisse ut tibi valeckerim
et peto, ut afferas salutem meam parentibus tuis et
fratri tuo.

Sperans te reperire, includo imaginem meam.

Wernerus.

Uerdingen, 1. März 1939

Mein Freund,

in dem Gefühl, dass Deutschland ein ungastliches Land ist, in dem das Volk von einem teutonischen Furor ergriffen wurde, ziehe ich es vor, zu emigrieren.

Es macht mich traurig, dass ich mich nicht überwinden konnte, mich von Dir zu verabschieden und bitte Dich, Deine Eltern und Deinen Bruder herzlich von mir zu grüßen.

Ich hoffe, dass wir uns wiedersehen, und schicke Dir mit diesem Brief ein Foto von mir.

Werner

Vorwort der Übersetzerin

Vor einigen Jahren vereinbarte Michael Rabanus mit mir, Ingrid Schupetta, Leiterin der NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld in der Villa Merländer, einen Termin. Es gehe um die Lebenserinnerungen eines emigrierten Freundes seines Vaters Hans Rabanus und ob er mir sie vorstellen dürfe. Ich reservierte den Vormittag, da der Gast von weiter her kam und war gespannt, denn es gibt in der Dokumentationsstelle nur wenige schriftlich niedergelegte Lebenserinnerungen von Emigranten.

Es zeigte sich, dass er einen Schatz mitbrachte: die in englischer Sprache abgefassten Lebenserinnerungen von Werner-René Daniels, eines Uerdinger Jungen, der in Krefeld zur Schule gegangen war. 1939 floh er vor den Nazis nach Belgien, weil er als Jude verfolgt wurde. Aus Belgien deportierte die Staatsmacht ihn beim Einrücken der deutschen Truppen nach Frankreich. Damit aber nicht genug. Im Gegensatz zu seinem älteren Bruder Kurt, der auf ähnlichem Weg geflohen beziehungsweise deportiert worden war, spürte Werner die große Gefahr, in der er sich auch in der zunächst freien Zone Frankreichs befand – und handelte entsprechend. Das von den Deutschen abhängige Vichy-Frankreich behandelte die jüdischen Flüchtlinge als „unerwünschte Ausländer“ und steckte sie in Internierungslager. Werner nutzte die einzige Möglichkeit dort herauszukommen, in dem er sich zum freiwilligen Arbeitseinsatz der Ausländer meldete.

4

Im März 1942 wurden zum ersten Mal Juden aus der besetzten Zone Frankreichs in das Arbeits- und Vernichtungslager Auschwitz deportiert. Es dauerte nicht lange, bis sich die Deutschen auch aus der nicht-besetzten Zone ihre Opfer suchten. Im August 1942 fanden unter Mitwirkung der französischen Polizei Razzien statt, in deren Folge die ersten 7000 Jüdinnen und Juden aus Vichy-Frankreich herausgerissen wurden. Unter ihnen war auch Kurt Daniels.

Werner nahm die Identität eines belgischen Zivilarbeiters an und nannte sich René Dizier. Damit konnte er sich knapp zwei Jahre über Wasser halten, bis sich die Verhältnisse im Mai 1944 zuspitzten. Die Befreiung Frankreichs durch alliierte Truppen stand kurz bevor. Mit Glück und Mut tauchte Werner zu diesem Zeitpunkt in den Untergrund ab und fand Anschluss an den französischen Widerstand, die *Résistance*. Seine Gruppe des Untergrundes, des *Maquis*, wurde letztendlich in die reguläre französische Armee aufgenommen, und René Dizier zog als Besatzungssoldat in Süddeutschland ein. Seine kurze militärische Karriere endete als Soldat in der französischen Marine, ohne dass er je

ein Schiff gesehen hätte. 1946 wurde er offiziell Franzose. Er nannte sich in Erinnerung an seine Zeit im Untergrund und im Widerstand fortan Werner-René.

Hier brach die Aufzeichnung leider ab, noch bevor er niederschrieb, warum er nach England übersiedelte, welchen beruflichen und privaten Lebensweg er weiterverfolgte. An dem Torso hatte Werner-René das Interesse verloren, als das Ungewöhnliche erzählt war und eine Niederschrift ein Leben in relativ normalen Bahnen dargestellt hätte. Ein Resümee war schwer zu ziehen. Welches denn auch? Dass er und seine rechtzeitig nach England geflohene Schwester die einzigen Überlebenden der Familie waren?

Das Konvolut, das Michael Rabanus mir zeigte, bestand nicht nur aus dem Fragment der Lebenserinnerungen, sondern es enthielt auch Dokumente und Fotografien, die die Geschichte anschaulich machten. Das anrührendste Foto haben Sie als Leserin oder Leser dieses Buches bereits auf dem Titelblatt gesehen: Werner Daniels als Gymnasiast, Schüler des Schäfer-Voss-Gymnasiums am Moltkeplatz, ein kindlich wirkender Junge, der zum Zeitpunkt der Aufnahme noch keine Ahnung hatte, was da auf ihn zukam. Als er emigrierte, war er gerade neunzehn Jahre alt. In Belgien befand er sich zunächst noch im Schoße der erweiterten Familie, schon bald aber musste er sich loslösen. Alles, was an extremen Herausforderungen kommen sollte, ereignete sich zwischen seinem achtzehnten und fünfundzwanzigsten Lebensjahr. Statt des geplanten Studiums des Ingenieurwesens rannte er mitunter nicht nur im übertragenen Sinne in diesen entscheidenden Jahren um sein Leben - bis sich das Blatt 1944 wendete.

Kaum vorstellbar, auf welche Ressourcen seiner familiären Erziehung und schulischen Ausbildung der junge Mann zurückgreifen konnte. Aus einigem Schulwissen scheint er Nutzen gezogen haben, aber das meiste war nach seiner Schilderung Glück, nochmals Glück, sein handwerkliches Talent und ein sicherer Instinkt.

Einen Bittertropfen in der Forscherfreude hatte Michael Rabanus für mich. Sein Vater Hans, dem dieser Nachlass seines lebenslangen Freundes zugefallen war, zweifelte grundsätzlich, ob eine Veröffentlichung im Sinne des Freundes sei, und ob und wie sie denn gelingen könne. Das führte dazu, dass ich die spontan zugesagte Übersetzung vor mir her schob. Es gab immer scheinbar Wichtigeres zu tun und so kam ich nur absatzweise, also kaum messbar voran.

Die ganze Geschichte bekam dann eher zufällig wieder Anschub. Sibylle Kühne-Franken, Vorstandsmitglied des Villa Merländer-Vereins und neue Krefelder Verantwortliche für die Stolpersteine (ein Kunstprojekt von Gunter Demnig), setzte sich seit 2015 dafür ein, auch in dem Krefelder Stadtteil Uerdingen Stolpersteine zu legen. Die Sache stockte zunächst, weil zu den Krefelder Stolpersteinen die Zustimmung der Hauseigentümer erforderlich ist. Das verzögerte die Sache – mit einer Ausnahme, wie sich schließlich zeigte. Und diese Ausnahme war der jetzige Hauseigentümer des ehemaligen Besitzes der Familie Daniels. Es stellte sich heraus, dass er schon vor Jahren von sich aus den Kontakt zu der Familie der Vorbesitzer gesucht hatte. Es war in Krefeld aber damals nicht bekannt, dass Werner Daniels überlebt und inzwischen sein Altersdomizil auf Korsika bezogen hatte. Bei den Vorgesprächen zur Stolpersteinverlegung stimmte der Hausbesitzer den Gedenksteinen für Marta Daniels und ihren drei Kindern nur zu gerne zu.

Bei dem Verlege-Termin mit Gunter Demnig ließ es sich der hochbetagte Senior Hans Rabanus nicht nehmen, einige persönliche Worte zu sagen. Er stieß dabei auf reges Interesse der Zuhörer, auch der Schülerinnen und Schüler der beiden Uerdinger Gymnasien, die Stolpersteine gespendet hatten. Und das dürfte die Antwort auf die Frage nach dem Sinn einer Veröffentlichung sein. Die Erzählung von Werner-René Daniels ist eine wichtige Quelle der Stadtgeschichte, die jugendlichen Leserinnen und Lesern - und nicht nur Ihnen - zugänglich sein sollte. Damit bekam die Übersetzung oberste Priorität und liegt nun, ein Jahr später, vor.

6

Bevor Sie jetzt in die Lektüre einsteigen sollten Sie noch wissen, dass die Veröffentlichung der Erinnerungen nur durch die Überlassung der deutschen Rechte an dem Text durch Michael Rabanus, durch die Mitwirkung von Hans Rabanus, die Unterstützung der Korrekturleser und Technik-Affinen Gerda Schnell, Reiner Gropp, Burkhard Ostrowski, Götz Waninger und Johan Crasemann sowie des Villa Merländer-Vereins als Herausgeber möglich war. Alle Arbeit war freiwillig, kostenlos und gemeinnützig. Ihnen allen danke ich.

Dr. Ingrid Schupetta

Inhalt:

Vorwort der Übersetzerin ... Seite

Erster Teil

Erstes Kapitel:

Kindheit und Jugend in Uerdingen ... Seite

Zweites Kapitel:

Belgien ... Seite

Drittes Kapitel:

Deutsche Besatzung und Deportation nach Frankreich ... Seite

Viertes Kapitel:

Lagerleben in Gurs und Einsatz als ausländischer Arbeiter ... Seite

Fünftes Kapitel:

Fluchtbewegungen ... Seite

Sechstes Kapitel:

Auf dem Weg in den Untergrund ... Seite

7

Siebtens Kapitel:

Ausbildung zum bewaffneten Widerstand ... Seite

Achstes Kapitel:

Vom Maquis zum Militär ... Seite

Neuntes Kapitel:

Als Marinesoldat in Deutschland und Rückkehr nach Frankreich ... Seite

Zweiter Teil

Erstes Kapitel:

In Paris

A. Nachbemerkungen von Hans Rabanus

B. Der entscheidende Brief

C. Tabellarische Übersicht über das Schicksal der Familie Daniels

D. Zeitleiste Werner-René Daniels

Werner-René Daniels
Neun Leben hat die Katze

Einleitung des Verfassers:

Mit dem Schreiben einer Autobiografie anzufangen, ist keine leichte Sache. Aber jetzt, wo meine persönlichen Erinnerungen langsam verblassen und zu Geschichte werden, bin ich doch zu der Überzeugung gekommen, dass ich außergewöhnliche Dinge erlebt habe, die vielleicht von allgemeinerem Interesse sein könnten.

Tatsächlich war ich als Junge Zeuge der großen Weltwirtschaftskrise von 1929, erlebte den Aufstieg Hitlers in Deutschland, durchlitt den vorläufigen Zusammenbruch der Alliierten 1940 in Frankreich, kämpfte mit dem französischen Widerstand und den regulären Truppen, um dann am Ende des Zweiten Weltkrieges Soldat der Besatzungstruppen in Deutschland zu sein. Dann war es Zeit, mich niederzulassen, Karriere zu machen und am Ende in den Ruhestand zu gehen.

Die Wahl der Sprache war ein Problem. Ich habe mich schließlich entschieden auf Englisch zu schreiben. Wenn es mir nötig erscheint, werde ich einige Ausdrücke in Klammern auf Französisch oder Deutsch [in der Übersetzung auf Englisch] dazuschreiben. Aber nun zu meiner Geschichte ...

Erster Teil

8

Erstes Kapitel: Kindheit und Jugend in Uerdingen

Es gibt Momente, die sich für immer in das Gedächtnis einprägen, wie jener helle Frühlingsmorgen. Es muss etwa 1924/1925 gewesen sein, ich war noch nicht mal alt genug, um in die Schule zu gehen. Wir lebten in *Uerdingen am Rhein*, in der Nähe der Stadt *Krefeld*, damals noch ein selbstständiger Ort von etwa 15.000 Einwohnern am Rande des Ruhrgebiets. Ich war ganz alleine in der Nähe des großen Platzes "Röttgen", an der Stelle, wo man später, während des Krieges, einen Hochbunker baute. Der Himmel war strahlend blau, und die Forsythien standen in voller Blüte. Ich hörte, wie jemand hinter mir herrief:

"Jüdd, Jüdd, Jüdd,
Hepp, Hepp, Hepp,
Kötel in de Waterschepp!"

Ich konnte nicht sehen, wer gerufen hatte, aber der Spottvers erfüllte mich mit Schrecken, und ich versteckte mich für eine ganze Weile in den Büschen.

Das muss ich erklären: Meine Eltern waren Juden, und dieses *Jüdd, Jüdd-Geschrei* war das Signal für die Pogrome im Mittelalter gewesen. Ich habe keine Ahnung wieso ich das als kleiner Junge wusste und warum ich panische Angst davor hatte, wo ich doch die Bedeutung erst viel später erfuhr. Der letzte Teil ist einfach: Er bezieht sich auf den Vorwurf, dass die Juden Brunnen vergiften würden [Kot im Wasserbehälter]. Aber es dauerte Jahre, bis ich hinter die Bedeutung von "*Hepp,Hepp*" kam. Ich

beobachtete eines Tages eine Fuchsjagd in England, und die Jäger riefen "*Hepp, Hepp*" um die Hunde auf den Fuchs zu hetzen. Das war also die Bedeutung.

Wie ich schon erwähnte, waren meine Eltern Juden. Die Familie meines Vaters lebte so lange ich es zurückverfolgen konnte – und das waren gut 250 Jahre - in oder in der Umgebung von *Uerdingen*. Das Netzwerk der Familie erstreckte sich über das nördliche Rheinland, die Niederlande, Belgien und sogar England. Meine Mutter war in *Geilenkirchen* an der holländischen Grenze geboren worden, und auch ihre Familie konnte ich für einen entsprechenden Zeitraum zurückverfolgen.

Die Familie Daniels hatte Pferde gezüchtet und sie an die zahlreichen und wohlhabenden Bauern aus der Umgebung verkauft. Einige gingen auch an die Schifffahrt, denn rheinaufwärts wurden die Schiffe im 19. Jahrhundert noch von Pferden gezogen. Außerdem importierte die Familie belgische Zugpferde. Sie besaß einiges Land rund um *Uerdingen*, aber die industrielle Revolution und die Mechanisierung Ende des 19. Jahrhunderts beeinträchtigten den Pferdehandel. Mein Großvater musste einige Ländereien verkaufen. Sie wurden zur Erweiterung der Stadt genutzt.

Mein Vater verbrachte viele Jahre bei dem belgischen Zweig unserer Familie in *Lüttich* und entschied sich schließlich für eine Ausbildung als Eisenwarenhändler. Als mein Großvater starb, beschloss die Familie, dass mein Vater nun den Pferdehandel in *Uerdingen* weiterführen müsse. Das passte ihm überhaupt nicht. Mein Vater hatte zwei Brüder und drei Schwestern, aber keines der Geschwister wollte etwas mit Pferden zu tun haben.

Meine Mutter, eine geborene Dahl, stammte aus einer großen Familie mit zehn Kindern. Der Großvater mütterlicherseits war Viehhändler. Ich habe meine Großeltern nie kennengelernt, aber dieser Großvater muss jemand Besonderes gewesen sein, mit einem ausgeprägten Sinn für Philosophie und Humor. Er muss auch seinen ganz eigenen Zugang zur Religion gehabt haben, denn er, der Jude, hielt lange Kolloquien mit einem katholischen Priester und einem evangelischem Pastor. Mein Großvater schickte meine Mutter auf eine Klosterschule, was ihr ganzes Leben prägte. Meine Mutter erzählte mir, dass bei der Beerdigung meines Großvaters der hinter dem Sarg schreitende Rabbiner von einem katholischen Pastor und einem evangelischen Pfarrer begleitet wurde.

Mit sechs Jahren wurde ich in einer evangelischen Volksschule eingeschult. Ich muss noch erwähnen, dass *Uerdingen* in einer Region des Rheinlandes liegt, in der etwa 75% Katholiken und 25% Protestanten wohnten, dementsprechend gab es katholische und evangelische Volksschulen. Was die jüdische Bevölkerung angeht, so kann ich mich nur an sieben oder acht Familien erinnern. Ganz genau weiß ich noch, wie dazu aufgerufen wurde, in die winzige Synagoge vor Ort zu kommen, da es schwierig war, die vorgeschriebene Anzahl von zehn Männern zu finden, um Gottesdienst zu feiern. Ich ging nur ein Jahr in diese Schule und habe daran keine gute Erinnerung. Es wurde viel gezankt, und es kam zu groben Handgreiflichkeiten. So etwas habe ich an keiner anderen Schule erlebt. Ich denke oft daran, wenn ich heute von Gewalt in Schulen höre. Aber das war 1926!

1927 zogen meine Eltern nach *Wuppertal-Barmen* um. Mein Vater hatte den Pferdehandel aufgegeben, weil das ein aussterbendes Gewerbe war. Er hätte gerne

eine Garage eröffnet, aber er bekam dafür keine Erlaubnis, weil weniger als 100 Meter von dem Grundstück entfernt ein Krankenhaus stand – auf einem Gelände, das mein Großvater verkauft hatte. So versuchte er es mit Textilien. Das Ergebnis war verheerend.

Der Nationalsozialismus wuchs deutlich wahrnehmbar. Hakenkreuzfahnen und SA-Uniformen waren kein ungewöhnlicher Anblick mehr, genauso wie die Gruppen von Männern, die keine Arbeit mehr hatten. Ich erinnere mich, wie an den Wochenenden die steigenden Arbeitslosenzahlen verkündet wurden. Das war die große Wirtschaftskrise 1929. Arbeitslose bevölkerten die Straßen, und gelegentlich kam es zu Demonstrationen. Ich wusste, dass mein Vater Schwierigkeiten mit seinem Geschäft hatte. Damals war ich so um die zehn Jahre alt und hatte mir selbst das Maschinenschreiben auf der alten Schreibmaschine meines Vaters beigebracht. Ich tippte einen Teil seiner vertraulichen Geschäftskorrespondenz. Dass ich Maschinenschreiben konnte, sollte sich in meinem späteren Leben noch als großer Vorteil erweisen.

Ich war ziemlich gut in der Schule. Das sehe ich nicht als meinen persönlichen Verdienst an. Ich lernte eben leicht. Zugegebenermaßen ist es so, dass ich anstrengende Arbeit erst kennenlernte, als ich die Schule verlassen hatte. Nach dem ersten Jahr Volksschule in *Wuppertal* zog die Familie zurück nach *Uerdingen*. In der dortigen Volksschule blieb ich drei Jahre und war immer Klassenbeste oder zumindest zweitbeste Schüler von fünfzig bis sechzig Jungen. Dann, mit zehn Jahren, kam die große Veränderung, der Wechsel zur höheren Schule. Meine Eltern hatten beschlossen, mich auf ein Realgymnasium zu schicken, eine Schule mit einem Schwerpunkt auf neuen Sprachen und Mathematik. Nie werde ich erfahren, warum es bei mir mit der Aufnahmeprüfung so gut klappte. Sie bestand aus leichten Rechenaufgaben, einem Diktat und einem kleinen Aufsatz in den Morgenstunden. Nach dem Mittagessen ging ich zurück zur Schule, wo sich alle Schüler in einem großen Klassenzimmer versammeln mussten. Dabei waren zwei meiner alten Mitschüler. Der eine war mein ewiger Konkurrent, der andere eher mittelmäßig. Beide wurden einer Gruppe zugeteilt. Als sie abmarschierten, winkten sie mir zu. Den übrig Gebliebenen sagte man, dass sie in der neuen Schule aufgenommen wären und keine mündliche Prüfung mehr machen bräuchten. Was mich an diesem Vorgang am meisten überraschte war, dass mein Rivale an der neuen Schule weniger Erfolg hatte. Erst nach den mündlichen Tests wurde er doch noch aufgenommen.

Gegen Ende des Jahres 1930 gab mein Vater das Textilgeschäft auf und wandte sich dem Pferdehandel zu. Er erkannte sofort, dass das ein Fehler war. Er hätte sich besser in Belgien niedergelassen, wo er gute Beziehungen hatte. In *Uerdingen* wurden der Nationalsozialismus und der damit einhergehende Antisemitismus täglich größer.

Ich blieb bei einer Tante und einem Onkel in *Wuppertal-Elberfeld*, bis das Schuljahr zu Ostern 1930 um war. Danach zog ich wieder zu meinen Eltern. Ich erinnere mich daran, dass ich sehr froh war, *Wuppertal* zu verlassen.

Ich war das Jüngste von drei Geschwistern. Mein Bruder, der in der Schule Schwierigkeiten hatte, ging mit 14 Jahren ab und begann eine Lehre in einem Kaufhaus in *Wuppertal-Elberfeld*. Es gehörte einer jüdischen Familie. Meine

Schwester, die in der Schule sehr gut war, wechselte auf eine höhere Mädchenschule in *Krefeld*. Meine Eltern beschlossen, mich auf das Krefelder Realgymnasium für Jungen zu schicken. Es gab eine ähnliche Einrichtung in *Uerdingen*. Mein Bruder war dort gewesen, und meine Eltern fanden das Ergebnis nicht sehr beeindruckend. Ich bin meinen Eltern für ihre Entscheidung, mich nach *Krefeld* zu schicken, sehr dankbar. Es war zwar einige Kilometer weiter weg und für mich schon von daher anstrengender, zusätzlich bedeutete es für meine Eltern einen größeren finanziellen Aufwand, aber die Schule war gut für mich, und ich machte sehr gute Fortschritte.

Pferde zu Hause zu haben bedeutete, dass ich reiten lernte. Mein erstes Pferd hieß "Puppe". Sie war eine sensible aber freundliche Trakehner-Stute. Der Stallknecht unterrichtete mich, indem er das Pferd an der Leine hielt. Gelegentlich half mir auch mein Vater. Ich muss einige Monate an der Longe reiten gelernt haben, und ich weiß noch, wie überaus stolz ich war, als man mich von der Leine ließ.

Zu diesem Zeitpunkt begann mein Vater sich für meine Fortschritte zu interessieren. Ich war gut in Sport und wurde ein guter Reiter, was mir in meinem weiteren Leben noch nutzen sollte. Tatsächlich konnte ich jedes Pferd reiten, auf das man mich setzte. Aber das Tier, das mich am meisten beeindruckte, war Ajax, ein Trakehner-Wallach. Er muss gut 1,75 m groß gewesen sein. Ich liebte dieses Pferd, und es tat, was immer ich von ihm verlangte. Ich war grade erst zwischen 13 und 14 Jahre alt, und ich durfte mit diesem großen Tier durch die Gegend reiten. Die einzige Bedingung war, dass ich vorher mindestens eine Stunde auf dem Reitplatz geübt hatte. Mein Vater war ein sehr guter Lehrer und ganz besonders an der Dressur interessiert. Ajax hatte seinen eigenen Willen, und ich glaubte, dass er meinen Vater nicht mochte. Aber mit mir war es das ganze Gegenteil. Auf mein Wort führte Ajax alle Dressurakte der hohen Reitkunst aus: den fliegenden Galoppwechsel, die *Passage*, die *Levade* und die *Croupade*. Mein Vater bemerkte dazu, dass ich noch im Zirkus landen würde. Das tat ich nicht, aber ich blieb bei meiner Liebe zum Zirkus. Jedenfalls war Reiten mein Lieblingssport, und ich belustigte mich einige Jahre damit, der berittenen Abteilung der Hitlerjugend auf einem Reitplatz in Krefeld beizubringen, wie man den fliegenden Galoppwechsel durchführt.

Mein Vater starb im Juli 1932. Er hatte sich um unsere Zukunft in Deutschland viele Sorgen gemacht. Tatsächlich waren die Arbeitslosigkeit und die Wirtschaftsdepression Wasser auf die Mühlen des Nationalsozialismus. Die Regierungen wechselten schnell, und ich erinnere mich noch daran, wie jemand sagte: "Lass sie (die Nazis) doch eine Regierung bilden, dann erkennen sie die Probleme, und innerhalb von drei Monaten haben sie abgewirtschaftet." Ein frommer Wunsch!

Für uns, das heißt für meine Mutter, meinen Bruder, meine Schwester und mich waren die Zeiten nicht einfach. Ich hatte das Glück, dass meine Schulgebühren durch ein Stipendium abgedeckt wurden, weil ich so ausgezeichnete Noten hatte. Das Geschäft meines Vaters wurde geschlossen, und die Pferde wurden verkauft. Dann kam der 30. Januar 1933, als Hitler an die Macht gelangte.

Der Jubel in Deutschland war wirklich groß. Wir Jugendlichen hatten keinen Respekt vor der Fahne der Weimarer Republik, und selbst ich montierte ein schwarz/weiß/rotes Fähnchen (die früheren und wieder hervorgeholten Fahnen

Deutschlands) an mein Fahrrad. Wir hörten, dass Leute verhaftet und in Konzentrationslager geschickt wurden. Wir erfuhren auch, dass viele dort an "Herzanfällen" starben und dass ihre Asche an ihre Familien geschickt wurde. Die Konzentrationslager machten Angst.

Die Nazi-Regierung brauchte eine Weile, bis sie Deutschland fest im Griff hatte. Im Rückblick sieht das aus wie ein Abstieg in die Hölle. Immer wenn man dachte, dass es nicht mehr schlimmer werden könne, ging es einen Schritt weiter. Die großen Städte bekamen die Auswirkungen der Nazi-Herrschaft schneller zu spüren als die kleinen. Mein Bruder verlor seine Arbeit, weil das große Geschäft, in dem er in Wuppertal-Elberfeld arbeitete, Juden gehörte. Der Laden wurde geschlossen, und das jüdische Personal herausgeworfen. Mein Bruder machte ein Jahr lang eine landwirtschaftliche Ausbildung in einem Vorbereitungslager. Er hoffte, dass er zum Schluss eine Möglichkeit zur Auswanderung bekommen würde. Aber er hatte dieses Glück nicht, und so saß er fest. Er fand eine Arbeit in einem anderen Geschäft in jüdischem Besitz. Doch die Geschichte wiederholte sich. Auch dieser Laden musste schließen, und wieder wurde er auf die Straße gesetzt. Meine Schwester arbeitete als Sekretärin in verschiedenen jüdischen Firmen, die ebenfalls eine nach der anderen aufgeben mussten.

Ich ging weiter zur Schule. Immer war ich einer der drei besten Schüler der Klasse gewesen und konnte meinen Klassenkameraden helfen. Einige Lehrer neigten dem Nationalsozialismus mehr zu als andere, aber keiner wollte seine Karriere aufs Spiel setzen, und so machte man mit bei der allgemeinen Nazifizierung. Es muss 1934 oder zu Beginn des Jahres 1935 gewesen sein, als einige meiner Mitschüler richtig gemein wurden. Sie provozierten Rangeleien, besonders an den Nachmittagen nach der wöchentlichen Musikstunde. Ich weiß nicht, ob es an den ganzen Nazi-Liedern lag, die man uns beibrachte. Die Prügeleien wurden immer schlimmer, bis ich einen der Anführer zu fassen bekam und ihm die Abreibung seines Lebens verpasste. Meine Mutter wurde zum Schulleiter zitiert, und ich musste fast die Schule verlassen. Aber es gab keine weiteren Kämpfe.

Andererseits passierten verrückte Sachen. Ich nahm am wöchentlichen Religionsunterricht, den es für Katholiken und Protestanten gab, nicht teil. Da ich in der Zeit frei hatte, trieb ich mich bei einer Werkstatt für LKWs herum, wie es wohl jeder Junge meines Alters getan haben würde. Dann wurden zwei meiner Mitschüler so vom Nationalsozialismus infiziert, dass sie aus der Kirche austraten und von nun an "gottgläubig" waren. Die Nazi-Ideologie wurde ihre neue Religion. Auch sie nahmen nicht mehr am Religionsunterricht teil, und so gingen wir alle drei in trauter Eintracht zu der Werkstatt.

Meine Mutter erlaubte mir manchmal, auf dem Reitplatz in Krefeld reiten zu gehen. Dort mischte ich mich unter die Reit-Abteilung der Hitler-Jugend und hatte dabei keine Probleme. Ich trat dem jüdischen Tennisclub bei und wurde Mitglied der jüdischen Pfadfinder. Andere Vereine hätten mich nicht aufgenommen.

Erst 1935 bekam ich das Nazi-Regime wirklich zu spüren. Es gab das Nazi-Treffen in Nürnberg [Reichsparteitag], an dem einige meiner Mitschüler teilnahmen. Im selben Jahr wurden die Nürnberger Rassegesetze erlassen. Mit Ihnen verstärkte sich das Gefühl, dass die Juden außerhalb der Gesetze standen.

Zufällig traf ich zu dieser Zeit jeden Morgen ein Mädchen, das nicht weit entfernt von uns wohnte. Genau wie ich fuhr sie nach Krefeld zur Schule, und so kam es, dass wir zusammen fuhren und uns dabei unterhielten. Eines Tages erzählte sie mir, dass sie zur Schulleiterin einbestellt worden war. Man hatte der Direktorin berichtet, dass man sie gesehen habe, wie sie mit einem jüdischen Jungen zur Schule radelte. Dies müsse sofort aufhören.

Ich habe schon immer viel gelesen und benutzte die Zweigstelle der Bücherei in *Uerdingen*, bis eine Gruppe von Jugendlichen mir drohte, mich zusammenzuschlagen. Sie machten aus, wie ich die Bücherei verließ und jagten mich mit diesem grauenhaften Geschrei "*Jüdd, Jüdd, Hepp, Hepp ...*" durch die engen Gassen. Ich fand Zuflucht bei unserem Lebensmittelhändler. Dieweil er die johlende Menge vor seinem Laden sah, rief er die Polizei. Als der Polizist auftauchte, zerstreute sich die Gruppe. Er brachte mich nach Hause. Danach ging ich nicht mehr in die Bücherei.

Wenigstens während der Ferien konnte man dem Nazi-Regime entweichen, indem man mit dem Fahrrad durch Holland und Belgien fuhr. Ein Vetter in *Antwerpen* besorgte mir einen belgischen Jugendherbergsausweis. Ich erinnere mich an die Weltausstellung in Brüssel und einige weitere Ausflüge. Immer wenn ich die deutsche Grenze passierte, hatte ich das Gefühl, in einen Käfig zurückzukehren.

Ein Wechsel zum Schlechteren kam nach den Olympischen Spielen in *Berlin* 1936. Es war so, als ob die Nazis sich bis dahin zurückgehalten hätten und nun ihre Samthandschuhe abstreiften. Alles änderte sich. Mein Stipendium für die Höhere Schule wurde gestrichen. Jegliche Steuervergünstigung wurde aufgehoben, und sogar die Wasserwerke forderten von uns eine Sicherheitszahlung im Voraus.

Einer meiner Onkel hatte im Ersten Weltkrieg sein Augenlicht verloren, als er für Deutschland kämpfte. Wenn er bei einem Tabakhändler am Hauptbahnhof Wuppertal-Elberfeld einkaufte, erhielt er eine Ermäßigung. Auch diese wurde gestrichen. Ich erinnere mich, dass ich ihn bei einer Reise nach Berlin begleitete. Er wollte sich mit seiner Beschwerde direkt an die Reichskanzlei wenden – ohne Erfolg.

Ich war immer noch ziemlich gut in Sport. Während der Sportstunden wurde die Klasse in drei Gruppen aufteilt. Jede wurde von einem der besten Schüler der Klasse angeführt. Ich hatte seit Jahren eine Gruppe geleitet. Aber nun teilte der Sportlehrer mir mit, dass ich diese Aufgabe an einen anderen Schüler abgeben müsse. Unter den gegenwärtigen Umständen könne ich unmöglich über die anderen bestimmen.

Als ich 14 Jahre alt wurde, bekam ich ein Geburtstagsgeschenk, das ich ganz besonders schätzte: ein Luftgewehr. Meine Onkel mütterlicherseits waren alle gute Schützen gewesen. Auch meine Mutter hatte schießen gelernt. Ich erinnere mich noch daran, wie viel Spaß wir hatten, als wir zusammen Zielschießen übten. Eine niederschmetternde Nachricht überraschte mich, als ich 1937 eines Tages nach Hause kam: Meine Mutter erzählte mir, dass die Polizei da gewesen wäre und mein Luftgewehr beschlagnahmt sei. Keine Waffen für Juden!

Wenigstens konnte ich mich noch frei bewegen. Es machte mir nichts aus, 20, 30 oder auch 40 Kilometer mit dem Fahrrad zurückzulegen. Ich erinnere mich, dass ich noch einmal nach *Düsseldorf* fuhr, um eine sehr große Ausstellung über neue

Kunststoffe und ihre Verwendung zu sehen. Gelegentlich kam es auch vor, dass ich nach Holland radelte (*Venlo* oder *Roermond*). Ich hatte einen gültigen Pass, mit dem ich Deutschland verlassen durfte.

Weil man dringend mehr Offiziere für die neue, schnell wachsende Armee brauchte, verkürzte das Schulsystem die Zeit bis zum Abitur von neun auf acht Schuljahre. Das bedeutete für mich, dass ich die Schule schon im März 1938 verlassen konnte. Es stand überhaupt nicht zur Debatte, dass ich mich an einer deutschen Universität einschreiben hätte können. Ich hatte beschlossen, Wissenschaftler oder Ingenieur zu werden und setzte mich mit der "*Université du Travail*" in *Charleroi* in Belgien in Verbindung. Die Familie in Holland und in Belgien war bereit, mich finanziell zu unterstützen. Die Universität hatte mir zugesagt. Alles, was ich noch brauchte, war ein Visum für Belgien.

Die Abi-Prüfungen fanden im Februar/März 1938 statt. Die schriftlichen Arbeiten wurden in Deutsch, Französisch, Englisch, Latein und Mathematik geschrieben. Nach jeder Arbeit zog die Klasse geschlossen in eine Kneipe in der Nähe, und wir besprachen das Ganze bei einem Glas Bier. Viermal war ich mit von der Partie. Dann sagte mir jemand, dass meine Gegenwart nicht länger erwünscht sei. Ungefähr eine Woche später fanden dann die mündlichen Prüfungen statt. Am Abend wurden die Ergebnisse verkündet. Ich hatte bestanden und kehrte nach Hause zurück, um es meiner Mutter zu sagen. Meine Mitschüler feierten stattdessen.

Die offizielle Übergabe der Abiturzeugnisse war üblicherweise eine ziemliche große Sache. Mehrere Offizielle nahmen teil, die ganze Schule und auch die Eltern. Mir gefiel dieser Gedanke nicht besonders. Der Vater einer meiner Klassenkameraden war SA-Standartenführer von Krefeld, das heißt er kommandierte die SA, die Braun-Hemden der ganzen Region. Meine Mutter wollte eigentlich gerne teilnehmen, aber ich hatte sie gebeten, das nicht zu tun. Irgendetwas bereitete mir Unbehagen. Wir trafen uns in unserem Klassenzimmer und marschierten zu der großen Aula. Kurz vorher rief der Schulleiter mich zu sich, händigte mir mein Zeugnis aus, wünschte mir alles Gute für die Zukunft und ließ mich stehen. Ich fuhr heim und war froh, dass meine Mutter nicht versucht hatte, an der Feier teilzunehmen.

Dann kam die Zeit des Hoffens und Wartens. Der belgische Generalkonsul in *Köln* teilte mir mit, dass er mir das notwendige Visum nicht ausstellen würde. Ich änderte mein Ziel und versuchte es mit dem Fach Chemie-Ingenieurwesen an der Universität von *Caen*. Die Universität war bereit, mich aufzunehmen. Da ich die notwendigen Sicherheiten vorweisen konnte, erhielt ich vom Präfekten der Region *Calvados* einen positiven Bescheid.

Also machte ich mich auf den Weg zum französischen Generalkonsulat, um dort um ein Visum zu bitten. Ich füllte die Formulare aus, und man sagte mir, dass ich Ende September/Anfang Oktober wiederkommen sollte. Ich hatte einen deutschen Pass, der bis zum 10. September 1938 gültig war. Zu Hause herumsitzen war nichts für mich, deswegen beschloss ich, einen Besuch bei meinem Onkel und meiner Tante in *Maastricht* (Holland) zu machen. Ich hatte keine Ahnung, dass die holländischen Behörden meinen Onkel aufgefordert hatten, eine Erklärung zu unterschreiben. Darin stand, dass er mir nicht erlauben würde, länger als bis zum 9. September 1938 in Holland zu bleiben. Ich blieb etwa zehn Tage in *Maastricht*. Die holländischen

Zeitungen berichteten über die Spannungen zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei.

Mein Onkel hatte kein normales Radio, aber er war an einen niederländischen Radioverteilerdienst angeschlossen, mit dem er vier holländische Radioprogramme empfangen konnte. Wir hörten die Nachrichten auf Niederländisch, und sie klangen nicht besorgniserregend. Sie hielten sich sicherlich zurück, um die deutsche Regierung nicht zu provozieren. Also verließ ich *Maastricht* am 9. September 1938 mit dem Zug nach *Aachen*. Ich hatte eine Stunde Zeit, bis ich den Anschlusszug nach Uerdingen nehmen konnte und ging solange in die Stadt. Ich war entsetzt über den Ton der deutschen Propaganda gegenüber der Tschechoslowakei. Es war mir überhaupt nicht klar gewesen, dass wir so dicht vor einem Krieg standen. Ich erinnere mich, dass ich meine Mutter nach meiner Ankunft in *Uerdingen* fragte: "Warum hast Du mich nicht angerufen und mir erzählt, was los ist? Ich wäre nicht zurückgekommen." Meine Mutter antwortete: "Aber was hättest Du dann gemacht?" Und ich erwiderte, dass ich dann als Flüchtling nach Belgien durchgeschlüpft wäre.

Ich beantragte einen neuen Pass, den ich ohne Schwierigkeiten bekam. Allerdings galt er nur für sechs Monate. Ich meine, dass schon der Buchstaben "J" auf der ersten Seite eingestempelt war.

Der Tag, an dem ich mit meiner Mutter zum französischen Konsulat zurückkehrte, war der Tag, an dem Chamberlain nach *Godesberg* fuhr, um mit Hitler über die Tschechoslowakei zu verhandeln. Wie mussten an einer Straßenkreuzung anhalten, bis der Konvoi vorbei war. Wir erreichten das Konsulat und mussten dort sehr lange warten. Ich sehe vor meinem inneren Auge noch, wie der Bote aus dem Kölner Rathaus ankam, um einige Papiere abzuholen. Er grüßte mit "Heil Hitler" und die französischen Angestellten antworteten mit "Heil Hitler". Als mein Name schließlich aufgerufen wurde, war ich nicht wirklich überrascht zu hören, dass mein Visumsantrag zurückgewiesen worden war. Das bedeutete, dass ich wirklich in der Klemme steckte, genauso wie mein Bruder, der wieder einmal seine Arbeit verloren hatte.

Die Ereignisse überstürzten sich. Es zeichnete sich ab, dass mein Bruder und ich schnell aus Deutschland flüchten mussten. Meine Schwester konnte sich in England auf eine Stelle als Krankenschwester bewerben und deswegen ganz normal auswandern. Meine Mutter wollte in Deutschland bleiben, um ihren kriegsblinden Bruder in *Wuppertal* zu versorgen, für den das Leben immer schwerer wurde.

Dann kam der 9. November 1938, die Kristallnacht [Novemberpogrom]. Wir hörten in den Radio-Nachrichten, dass ein Mitarbeiter der Deutschen Botschaft angeschossen worden war und die wütenden deutschen Kommentare dazu.

Es war schon dunkel, als meine Mutter vorschlug, dass sie und ich spazieren gehen sollten, um etwas frische Luft zu schnappen. Wir gingen durch die Anlage am Wallgarten zum Rheindamm. Als wir über die kleine Fußgängerbrücke am Rheintor gingen, bemerkten wir, dass auf dem Marktplatz ein großes Freudenfeuer brannte. Meine Mutter dachte, dass es das Feuer zu Sankt Martin war und wollte es von Nahem sehen. Aber ich hörte, wie sich jemand an die Menge wandte und Geschrei und Gebrüll. Ich wollte nicht dahin. Wir gingen also den gleichen Weg zurück, den wir gekommen waren. Etwas später erfuhren wir, dass das Feuer aus den Möbeln und

der Einrichtung der kleinen Synagoge gemacht worden war. Da man mich in unserer kleinen Stadt gut kannte, war ich froh, diesmal nicht neugierig gewesen zu sein.

Dann kamen die Nachrichten von der Zerstörung jüdischer Häuser und Wohnungen in ganz Deutschland. Ein Nachbar bot freundlicherweise an, einiges aus unserem Besitz zu verstecken. Wir reichten es ihm bei Dunkelheit über den Balkon. Und dann saßen wir nur und warteten, und schließlich gingen wir zu Bett.

Am nächsten Morgen standen wir ganz normal auf. Niemand war in der Nacht gekommen. Man erzählte uns, dass viele jüdische Häuser zerstört worden waren. Mein Bruder und ich schnappten uns unsere Räder und fuhren nach *Krefeld*, um uns die Sache anzusehen. Wir kannten viele der jüdischen Familien in der Innenstadt, weil wir dort schon gewesen waren, um für den *Eintopf-Sonntag* zu sammeln, der im Winter am ersten Sonntag im Monat stattfand.

Möbel waren aus den Fenstern geworfen worden, zerbrochenes Glas lag überall, und ich habe noch einen beeindruckenden Kronleuchter vor Augen, der aus einem der Fenster hing. Wir radelten mit der Erkenntnis nach Hause, dass wir sehr glücklich sein konnten, dass man uns ausgespart hatte. Später erfuhren wir, dass einer unserer Nachbarn die Nacht vor unserem Haus verbracht hatte, um eventuelle Angreifer von unserem Haus fernzuhalten. Aber niemand war gekommen. Tatsächlich scheint es so gewesen zu sein, dass jemand vorgeschlagen hatte, sich unser Haus vorzunehmen, aber derjenige, der das Kommando hatte – und ich werde wohl nie wissen, wer das war-, sagte nein.

Nach der Kristallnacht wurde es schlimm. Die anti-semitischen Maßnahmen waren gar nicht mehr zu zählen. Männer mussten nun den Zwangsvornamen *Israel* tragen, Frauen sich *Sara* nennen. Alles Gold, das Juden besaßen, musste abgeliefert werden – einschließlich der goldenen Eheringe. Juden durften nicht mehr Auto fahren und so weiter und so weiter. Juden durften keine Schwimmbäder benutzen. Friseure mussten Schilder anbringen: "Keine Juden". Wir gingen tagsüber kaum noch aus dem Haus. Viele jüdische Männer waren in Konzentrationslager eingewiesen worden und kehrten erst allmählich zurück.

Dann erhielt ich eine Aufforderung der Polizei, mich an einer Adresse in der Goethestraße einzufinden. Ich war überrascht, denn das war nicht die normale Polizei, die ihren Sitz in der Nähe des Bahnhofs [Hansahaus] hatte. Ich kam also in der Goethestraße an und sah, dass dies der Sitz der gefürchteten örtlichen Gestapo [Geheime Staatspolizei] war. Als ich von zu Haus fortging, hatte ich meiner Mutter einen Abschiedskuss gegeben, weil ich nicht wusste, ob ich zurückkommen würde. Ein Beamter empfing mich in seinem Büro. Die Unterhaltung lief wie folgt ab:

"Sie haben einen Pass, Herr Daniels?"

"Ja!"

"Ist er bis zum 10. März 1939 gültig?"

"Ja!"

"Dann nutzen Sie ihn gut. Auf Wiedersehen!"

Ich verstand die Botschaft.

Mein Onkel in *Aachen*, der auch mein Pate war, hatte in seinem Umkreis viele gute Verbindungen. Er fand einen Schleuser, der mich und meinen Bruder durch die Grenzanlagen nach Belgien schmuggelte. Es war nicht billig! Meine Mutter wollte nicht, dass mein Bruder und ich zusammengingen – rein vorsichtshalber. Deswegen zog mein Bruder eines Nachts im Februar los und kam unversehrt in *Brüssel* an. Ich folgte vierzehn Tage später, am 7. März 1939, fast genau ein Jahr, nachdem ich Abitur gemacht hatte.

Mutter und ich fuhren gemeinsam nach *Aachen* und kamen nachmittags an. Wir gingen zu der Wohnung und warteten nervös auf einen Anruf. Als er kam, nahm ich mein kleines Handgepäck, küsste meine Mutter und meine Tante zum Abschied und ging mit meinem Onkel zum Treffpunkt. Er half mir in den Laderaum eines LKWs und weg war ich. Es müssen wohl drei oder vier andere Leute in dem Laster gewesen sein. Nie werde ich erfahren, auf welchen Wegen wir in dieser Nacht fuhren. Schließlich hielt der Wagen an, und man hieß uns auszusteigen – kein Geräusch! Wir überquerten einen Graben und erreichten ein Bauernhaus. Anscheinend hatten wir belgischen Boden erreicht. Wir ruhten uns in dem Haus aus, bis das allererste Morgenlicht kam und liefen auf schlammigen Wegen, bis wir zu einem belgischen Ford 8 kamen, der am Rand eines Feldes versteckt war. Wir zwängten uns mit unseren verdreckten Schuhen hinein, und schon wieder ging es los.

Ich kannte die Gegend etwas und war sehr erleichtert, als wir in der Nähe von *Lüttich* über die *Maas* fuhren. Ich dachte, dass uns die Belgier von hier aus nicht mehr nach Deutschland zurückschicken würden, falls sie uns erwischten. Etwas später kamen wir in *Brüssel* an, ganz in der Nähe des Flüchtlingskomitees für den südlichen Teil von *Brüssel*.

17

Zweites Kapitel: Belgien

Der Fahrer ließ uns auf der Straße stehen und fuhr schnell weiter, um nicht aufzufallen. Ich habe keine Erinnerung mehr, woher ich wusste, dass ich zuallererst ein Flüchtlingskomitee finden musste, um mich dort registrieren zu lassen. Einige Häuserblöcke weiter fand ich eins. Das Registrieren dauert nicht lange, und ich bekam ein Papier, das mich davor bewahren sollte, sofort festgenommen zu werden. Mit dieser Bescheinigung sollte ich zur Polizei gehen und mich auch dort registrieren lassen.

So weit, so gut. Nun musste ich zusehen, die Wohnung meines Onkels in dem Vorort *Forest [Vorst]* zu erreichen. Es war nicht weit. Ich weiß aber nicht mehr, wie ich den Weg fand. Und ich war auch nicht gerade unauffällig, total verdreckt mit einem kleinen Koffer. Ich sehe mich noch, wie ich die Auffahrt zu der Häuserzeile hoch ging, in der meine Tante und mein Onkel ihre Wohnung hatten, wie ich den Aufzug nahm und wie ich an ihrer Wohnungstür schellte. Ich schämte mich wirklich wegen meiner dreckigen Klamotten in dieser Umgebung, aber niemandem schien ich aufgefallen zu sein. Meine Tante öffnete die Tür, lies mich zwei Schritte hereinkommen und stillstehen. Ich musste auf der Stelle meine schlammbedeckten Schuhe und meine schmutzige Kleidung ausziehen und dann erst begrüßten mich mein Onkel und meine Tante. Dann nahm ich ein Bad und bekam frische Wäsche. Ich merkte, wie glücklich ich sein konnte, so viel Hilfe und Schutz zu finden.

Dann kam als Erstes der Anruf bei meiner Mutter in *Uerdingen*, dass ich gut angekommen war. Danach setzten sich mein Onkel, meine Tante und ich an einen Tisch, um über die Zukunft zu sprechen. Die beiden waren immer besonders nett zu mir gewesen. Ich glaube, dass meine guten Schulnoten sie beeindruckt haben. Sie hatten auch schon meinem Bruder vierzehn Tage vorher geholfen. Sie hatten für ihn ausgemacht, dass er in einem Flüchtlingslager in der Nähe von *Turnhout* unterkommen konnte. Dort sollte er sich weiter mit den praktischen Dingen der Landwirtschaft beschäftigen – immer mit der Hoffnung, doch noch emigrieren zu können. Schon lange vorher hatte ich beschlossen, Ingenieur zu werden. Mein Onkel nutzte seine Verbindungen und vermittelte mich an eine Schule, die vom Flüchtlingsrat geführt wurde. Ich sollte als Mechaniker ausgebildet werden. In dem Stadtteil *Ixelles* mietete ich mich in einem möblierten Dachzimmer ein. Da war ich nun, mich endlich wieder einmal frei fühlend.

Ich bekam finanzielle Unterstützung vom Flüchtlingskomitee und weitere Hilfe von meinem Onkel und meiner Tante. Meine Mutter organisierte, dass ein Koffer mit Kleidung, die ich in Uerdingen hatte zurücklassen müssen, von Freunden über die Grenze gebracht wurde. Nach ein paar Wochen bekam ich auf die gleiche Weise mein Fahrrad. Ich bemerkte, dass ich sehr viel Glück hatte, vor allem im Vergleich mit anderen Flüchtlingen.

Die Schule, eher Berufsschule, war hervorragend. Die Lehrer waren zwei Universitätsprofessoren, ebenfalls Flüchtlinge. Sie wurden von einem Assistenten unterstützt, der die Werkstatt leitete. Wir arbeiteten überwiegend praktisch, bekamen aber auch theoretischen Unterricht über das Arbeiten mit Metallen. Es gab die Berufszweige Mechaniker, Schweißer und Fräser. Zusätzlich gab es Spanisch-Unterricht, um unsere Berufschancen zu verbessern, falls wir nach Südamerika auswandern konnten. Und etwas Technisches Zeichnen wurde uns auch beigebracht.

Wieder half mir meine Gabe schnell lernen zu können. Ich muss zugeben, dass ich am Schraubstock als Mechaniker nicht gerade eine gute Figur abgab. Aber der Funke war an der Drehbank übergesprungen. Deswegen spezialisierte ich mich meiner Neigung entsprechend als Dreher. Das half mir später ganz enorm.

Ich bemühte mich, mein Französisch zu verbessern. Im Frühjahr 1939 besuchte ich sonntagsmorgens in *Uccle*, einem in Mode gekommenen Vorort von Brüssel, einen Kurs über Automechanik. Ich war im Besitz eines deutschen Führerscheins. Meine Mutter hatte mir erlaubt, an einer Führerscheinprüfung im April 1938 teilzunehmen. Das war ihr Geschenk zum Abitur gewesen. (Die deutschen Behörden zogen meinen Führerschein nach der Kristallnacht wieder ein.) Nun lernte ich einiges über Maschinen. Auch dies half mir in meinem weiteren Leben. Ich bestand die Prüfung als Automechaniker und Konstrukteur im Juli.

In Kurt Haas, auch einem Flüchtling, fand ich einen guten Freund. Unsere Familien waren entfernt verwandt. Ich meine, Kurt hatte es geschafft, mit einem normalen Visum in Belgien einzureisen. Er wohnte bei seinem Onkel, der mit meiner Familie mütterlicherseits verbunden war. Er war Mitglied des Parlaments und davor im Justizministerium gewesen. Kurt und ich steckten immer zusammen, bis er in die USA ausreisen konnte.

Kurts Onkel hatte uns im August/September 1939 erlaubt, in den Ferien seine Wohnung auf dem Lande südlich von *Brüssel* zu benutzen. Wir fuhren mit dem Fahrrad und ich erinnere mich, wie wir die schöne Landschaft mit dem Gefühl genossen, ganz weit weg von allem zu sein. Wir hörten die Radio-Nachrichten. Gewiss, die internationale Situation war äußerst angespannt.

In dem Erdgeschoss des Hauses war ein Lebensmittelladen. Ich hatte dort mein Zimmer und ging auch regelmäßig in dem Geschäft einkaufen. Ich entsinne mich, wie ich am ersten Sonntagmorgen im September 1939 den Laden betrat. Ich fand die Inhaberin in Tränen aufgelöst. Sie wusste, dass ich ein Flüchtling aus Nazi-Deutschland war. Sie sagte mir, dass der Krieg begonnen hatte, und wir sprachen über unsere Befürchtungen. Für das Erste waren wir gut aufgehoben. Belgien, Frankreich und England hatten Deutschland den Krieg erklärt, aber es ging alles ganz normal weiter. Ich machte mir Sorgen um meine Mutter, die jetzt ganz alleine in Uerdingen war, selbstverständlich wurden in unserem wöchentlichen Briefwechsel die dunklen Wolken, die am Horizont heraufzogen, nicht erwähnt.

Ich konnte mich zusätzlich zu der Berufsschule für Flüchtlinge tagsüber als Student der Ingenieurwissenschaften in den Abendvorlesungen an der Schule für Handwerk und Gewerbe (*École des Arts et des Metiers*) einschreiben. Abgesehen davon, dass das sehr interessant war, half mir der Kurs ganz enorm mein Französisch zu verbessern. Nach dem Kurs ging ich oft mit meinen Mitschülern Bier trinken, und ich liebte die Gesellschaft junger Menschen, die von den Sorgen eines Flüchtlings meilenweit entfernt waren.

Im Herbst machten Kurt Haas und ich an den Sonntagnachmittagen in den Wäldern südlich von *Brüssel* lange Wanderungen. Sie endeten mit einem Filterkaffee. Dann kam der Augenblick, als Kurt in die USA auswanderte. Ich fühlte mich danach sehr einsam.

Die Zeit verging, und ich war schon ein Jahr in der Ausbildung. Ich bekam das Gefühl, dass ich mich so langsam auch weiterbewegen sollte. Man redete darüber, dass ich jetzt als Assistent in dem Lager bei *Turnhout* helfen könnte. Dieser Gedanke gefiel mir nicht. Ich wusste, dass wir alle auf einem Vulkan saßen und versuchte deswegen mein Glück anderswo. In Zeitungsanzeigen wurde nach Drehern gesucht. Arbeitserlaubnis hin oder her, ich probierte es und fand tatsächlich eine Anstellung als Dreher in einer großen Fabrik in *Charleroi-Marcinelle*.

Eine Unterkunft in Marcinelle war schnell gefunden, und ich begann zu arbeiten. Schnell erkannte ich, dass es einen großen Unterschied zwischen der Arbeit in einer Lehrwerkstatt und der in einer großen Fabrik gab. Ich teilte die Drehbank in Schichtarbeit. Nicht lange nachdem ich zu arbeiten begonnen hatte, wurde mir die Aufgabe zugeteilt, einige, ich meine 8 oder 10 sehr große Muttern zu drehen, etwa 6 Zentimeter groß.

Ich begann einen dieser Stahlklumpen, die man mir vorlegte, zu bearbeiten. An der Werkzeugausgabe hatte ich dafür Schneide- und Messgeräte bekommen. Zum Ende der Schicht hatte ich stolz eine Mutter produziert und die Arbeit an den Nächsten übergeben. Die Überraschung kam am nächsten Morgen. Alle, ja alle Muttern waren fertig, und nur eine war Ausschuss: meine. Obendrauf lag außerdem ein

Gewindeschneider. Nie hätte ich vermutet, dass es ein so großes Schneidewerkzeug geben könnte und die Arbeit vereinfachen würde. Ich musste noch viel lernen!

Ich wurde an eine andere Drehbank gestellt und durfte weiterarbeiten, aber ich war langsam und ungeübt. Man stellte mich schließlich an eine Schnellhobelmaschine, mit der Teile für Fräsen hergestellt wurden. Und das ging gut. Mittlerweile war es April 1940. Die Bäume hatten ein frisches Grün angenommen, und der Frühling brach an. Abends, nach der Arbeit, fuhr ich mit meinem Rad gerne in der wunderschönen Gegend südlich von *Charleroi* spazieren. Ich dachte darüber nach, wie lange die Arbeit ohne Arbeitserlaubnis noch gut gehen könnte und welcher Ärger da auf mich zukam. Eines Abends, als ich mit meinen Vermietern zusammensaß und wir uns unterhielten, hörten wir sehr viele Flugzeuge über uns hinweg ziehen. Wir schimpften über die Deutschen, die den belgischen Luftraum verletzen.

Es war der 9. Mai 1940. Am nächsten Morgen ging ich wie immer zur Arbeit. Dann kamen mit den Arbeitern aus den anderen Bezirken die Neuigkeiten: Deutschland hatte Belgien angegriffen. Stützpunkte der Luftwaffe waren bombardiert worden. Gegen halb zehn kam der Vorarbeiter und sagte mir, dass ich mit der Arbeit aufhören, meinen Lohn abholen, nach Hause gehen und mich wie alle Ausländer bei der Polizei melden solle. Auf Wiedersehen *Detombay AG*, der große deutsche Angriff hatte begonnen.

Drittes Kapitel: Deutsche Besatzung und Deportation nach Frankreich

20

Auf dem Weg zu meinem Zimmer kam ich an einem Bäckerladen vorbei. Ich schaute mir jedes Mal die wunderbaren Törtchen an, die mich regelmäßig in Versuchung führten. Aber wie immer war es nicht der richtige Augenblick für Süßigkeiten. Damals wusste ich nicht, dass es das letzte Mal für eine ganze Weile war, dass ich so schönes Gebäck sehen sollte. Zuhause hatte die Wirtin schon gehört, dass sich alle Ausländer beim nächsten Polizeiposten melden sollten.

Ich wusch mich und zog mich um. Die Wirtin machte mir Frühstück. Ich nahm meinen Pass und ging zur Polizei. Man bat mich, in einem Zimmer im hinteren Teil des Gebäudes zu warten. Ob ich da nun der Erste war, der sich in den Raum begab, um zu warten, weiß ich nicht mehr. Aber am frühen Nachmittag waren wir etwa zehn Leute, die dort saßen und warteten. Meine Wirtin rief an und fragte, was denn los sei. Man muss ihr gesagt haben, dass ich verhaftet oder interniert wäre. Sie bot an, mir etwas zu essen und einen kleinen Koffer mit dem Nötigsten zu bringen. Das nahm ich gerne an.

Am späten Nachmittag, so gegen sechs Uhr, wurde *Charleroi* aus der Luft angegriffen. Zum ersten Mal hörte ich die Stukas [deutsche Sturz-Kampfflugzeuge], das Heulen der Bomben und das Donnern der Detonationen, alles ganz in der Nähe. Nicht lange nach diesem Angriff wurde unsere kleine Gruppe, die inzwischen auf etwa zwölf Personen angewachsen war, draußen versammelt. Unter der Aufsicht eines bewaffneten Postens marschierten wir los. Wir überquerten die Brücke über den Bahngleisen, die *Marcinelle* mit *Charleroi* verbanden. Es hatte immer eine Frittenbude am nördlichen Ende der Brücke gegeben. Nun war sie umgekippt und stand in Flammen. Das war meine erste Begegnung mit den Schrecken des Krieges.

Die Menge, die sich dort versammelt hatte, brüllte uns als "les boches" [fr. Holzkopf – herabsetzendes Schimpfwort für die Deutschen schon seit dem 19. Jahrhundert] an. Man hieß uns weitermarschieren, bis wir zu einem Bauwerk am Ufer des Flusses *Sambre* [Nebenfluss der *Maas*] kamen. Es war von einer hohen Mauer umgeben. Eine schwere Tür öffnete sich, und wir waren im Gefängnis der Stadt.

Am Eingang gab es eine Kontrolle, wo wir unsere Messer, Streichhölzer und Feuerzeuge abgeben mussten. Aber unsere Zigaretten durften wir behalten. Dann wurde ich zusammen mit einem anderen Mann aus der Gruppe durch einige Korridore geführt. Wir kamen an einer Tür an. Unser Wachmann nahm seinen dicken Schlüsselbund, öffnete das massive Schloss und rief dem Typen drinnen zu, dass er Gesellschaft bekäme. Und da war ich nun in einer Gefängniszelle mit zwei anderen Männern. Wir machten uns miteinander bekannt. Wir kamen alle aus Deutschland. Der schon in der Zelle gesessen hatte, war ein militanter Kommunist, der sofort begann, uns zum Kommunismus zu bekehren, und es schien keine Methode zu geben, ihn zu stoppen. Mein anderer Zellengenosse war ganz angenehm.

Ich schlief auf einer Matratze auf dem Boden. Um 7 Uhr war Wecken. Man gab uns eine braune Flüssigkeit, die Kaffee sein sollte. Wir saßen da und warteten. Mittags gab es Gefängnisfraß aus dem Blechnapf. Wir wussten nicht, was draußen vorging. Wir konnten nicht aus dem vergitterten Fenster ganz oben sehen. Einmal hörten wir etwas draußen entlangfahren, was Panzer sein konnten. Und wir hörten Flugzeuge über uns.

Das Abendessen kam: Gefängnisfraß mit Brom garniert [Brom wurde eingesetzt um Gefängnisinsassen ruhig zu stellen]. Wir schliefen die Nacht durch.

Ansonsten redeten wir über alles und jedes, aber der Kommunist blieb bei seiner Propaganda. Ich hätte schrecklich gerne eine Zigarette geraucht, aber ich konnte sie nicht anzünden. Der folgende Tag war Sonntag, Weißer Sonntag [der erste Sonntag nach Ostern, in der katholischen Kirche gerne zur Ersten Kommunion genutzt]. Wir saßen in der Zelle und warteten. Montag kam und verging auf die gleiche Art und Weise.

Dann, am Dienstagnachmittag, wurden wir Internierten unten versammelt. Wir bekamen unsere Sachen zurück. Von bewaffneten belgischen Gendarmen begleitet marschierten wir zu dem nahegelegenen Bahnhof. Dort warteten die Waggons eines Zuges auf uns. Einer aus unserer Gruppe begann mit den Gendarmen zu streiten. Einen Augenblick später fand er sich in Handschellen wieder. Der Zug fuhr mit uns ab. Es war eine relativ kurze Reise, denn wir hielten in *Tournay*. Dort mussten wir aussteigen. Unter schwerer Bewachung hieß man uns durch die Stadt marschieren. Die Straßen waren mit Menschen gesäumt, die schrien und uns verhöhnten. Wir erreichten schließlich die Kaserne. Endlich bekamen wir etwas zu essen.

Nach etwas Kaffee und Brot mussten wir am nächsten Morgen zurück zum Bahnhof marschieren. Da stand ein Zug. Allerdings gab es keine Personenwagen mehr, sondern Viehwaggons "Personen 40, Pferde (längs) 6". Wir stiegen ein, 40 Männer pro Waggon. Es muss ziemlich viele Gefangene gegeben haben, denn ich sah mindestens zehn Waggons. Die schweren Schiebetüren wurden geschlossen und gesichert. Die vergitterten Lüftungsöffnungen wurden durch Schiebeladen versperrt. Der Zug rollte los.

Wir fuhren den ganzen Tag und die ganze Nacht, ohne die geringste Ahnung wohin. Niemand hatte uns etwas zu essen oder zu trinken gegeben, niemand den Waggon geöffnet. Irgendwie organisierten wir uns selbst. Gruppen bildeten sich, die sich unterhielten. Ich war mit drei oder vier Leuten in einem Grüppchen. Dazu gehörte der Typ (nicht der Kommunist) mit dem ich in *Charleroi* in einer Zelle gegessen hatte. Ich erinnere mich nur noch daran, dass wir uns viele schmutzige Witze erzählten und viel lachten. Wenigstens die Stimmung war gut. Dann, beim ersten Morgenlicht des nächsten Tages, hielt der Zug plötzlich an. Die Lokomotive brauchte Wasser und man erlaubte uns, die Waggon zu verlassen und uns die Füße zu vertreten. Das ganze Gelände war natürlich durch Posten mit schussbereiten Waffen eingekesselt.

Nach einiger Zeit befahl man uns in die Waggon zurückzukehren, wir waren anscheinend für längere Zeit Gefangene. Man gab uns Wasser und Nahrung (Dosen mit Fleischpastete und Brot), die wir gierig verschlangen. Der Zug fuhr wieder. Manchmal hielt er an und stand auf einem Abstellgleis in der brütenden Sonne. Alle Türen und Lüftungsöffnungen waren fest verschlossen. Dann kamen wir auf einen Bahnhof. Die Türen wurden aufgerissen, und wir bemerkten, dass wir in *Tours* waren.

Soldaten befahlen, alle Messer und Rasiermesser abzugeben. Die Türen wurden wieder geschlossen, und wir fuhren weiter. Ich glaube, wir müssen in diesem Güterzug schon etwa 60 Stunden unterwegs gewesen sein, als die Türen wieder geöffnet wurden und wir den Befehl bekamen, uns zu einer Kolonne zu formieren. Unsere kleine Vierer-Gruppe hatte durch das Witze-Erzählen die Reise bemerkenswert gut überstanden. Wir bildeten die Spitze der Truppe und marschierten, bis wir zu einem Gelände kamen, das mit mehreren Reihen Stacheldraht umzäunt war. Es gab einige Baracken, die noch nicht ganz fertiggestellt waren. Wir waren in unserem ersten Internierungslager angekommen.

Es müssen zwischen 500 und 1000 Internierte gewesen sein, im Alter zwischen 16 bis über 60. Alle waren Deutsche oder deutscher Herkunft, darunter war alles vertreten vom Nazi bis zum Juden. Als ich hörte, dass auch Flüchtlinge aus dem Lager bei *Turnhout* in dem Zug gewesen waren, begann ich meinen Bruder zu suchen, den ich nach ein paar Stunden tatsächlich fand. Also waren wir beide wieder zusammen und konnten uns gegenseitig unterstützen.

Die Älteren hatten noch Erfahrung aus dem Ersten Weltkrieg und wussten, wie man das Leben in einem Lager am besten organisiert. Wir Jüngeren lernten schnell. Tatsache war, dass wir die falsche Währung bei uns hatten, denn was wir an Geld besaßen, war belgisches, und wir waren nun in Frankreich. Folglich war die neue Währung BROT.

Wir bekamen Suppe zu essen. Die drei Bohnen, die in einer sehr wässrigen Lösung schwammen, waren keineswegs eine ausreichende Ernährung, und ich lernte, was es bedeutet, hungrig zu sein. Der alles überwiegende Gedanke galt dem Essen und wie man an welches kommen könnte. Da wir ohnehin nur herumsitzen und warten konnten, hatten wir viel Zeit, darüber nachzudenken.

Ich nehme an, dass einige der Internierten wirklich zur 5. Kolonne der Deutschen [in diesem Fall Nazi-Anhänger und Spitzel] gehörten. Im Lager blühten alle möglichen

Gerüchte. Wir hatten keine Zeitungen. Wie auch immer schien es einem gelungen zu sein, sein tragbares Radio mitzunehmen, denn es gab Gerede über einen schnellen Vormarsch der Deutschen. Wir konnten es nur abwarten.

In diesem Lager waren wir etwa zehn Tage, dann mussten wir uns wieder versammeln und zum Bahnhof marschieren. Da waren wieder die Waggons mit der Aufschrift "*Menschen 40*" und so weiter. Wieder kletterten wir hinein. Die Schiebetüren wurden geschlossen und verriegelt. Aber wenigstens wurden diesmal die Lüftungsschlitze nicht verschlossen. Der Zug schien weiter nach Süden zu fahren. Ich erinnere mich, dass wir an Angoulême vorbeikamen. Dann waren wir in der Nähe von Toulouse und dann früh am nächsten Morgen in der Nähe der Festungsstadt *Carcassonne*. Wir erhielten etwas zu essen und Wasser und weiter ging es. Einmal scheint der Zug über einen großen See gefahren zu sein.

Schließlich hielt der Zug an einem Bahnhof, der *Elne* hieß, und wir mussten alle aussteigen. Da standen viele Gendarmen, und alle hatten Motorrad-Brillen auf ihren Helmen. Wir stiegen auf Lastwagen und wurden in unser neues Lager gebracht: *St. Cyprien*.

Das Lager *St. Cyprien* war eine Erfindung der Französischen Regierung im Jahre 1938 gewesen. Hier brachte man die Flüchtlinge aus dem Spanischen Bürgerkrieg unter, und, als der Krieg verloren war, die Flüchtlinge der besiegten Anti-Franco-Truppen. Es gab eine erstaunlich große Zahl solcher Lager entlang der spanischen Grenze, und noch mehr wurden kurz vor dem Kriegsausbruch bei Angoulême errichtet. Sie sollten Internierte und politische Flüchtlinge aufnehmen.

Das Dorf *St. Cyprien* lag ziemlich nah an der Mittelmeerküste zwischen der Stadt *Perpignan* und der spanischen Grenze. Das eigentliche Lager war auf einer etwas sandigen Erhebung direkt an der Küste. Es war in zwei oder drei "îlots" [Blöcke] aufgeteilt. Dort gab es Reihen von Baracken, die auf den bloßen Sand gestellt worden waren. Die Dächer waren nur mit Teerpappe bedeckt. In jeder dieser Baracken wurden 30 bis 40 Leute untergebracht. Man gab uns Decken. Am Anfang schliefen wir auf dem Sand. Aber dann "fanden" wir etwas Holz, und man gab uns Stroh und Säcke, aus denen wir uns Matratzen machten. Mein Bruder und ich hatten uns etwas gebastelt, das etwa 30 Zentimeter über dem Boden lag.

Wir begriffen bald, warum die Gendarmen Motorrad-Brillen getragen hatten. Der Westwind, der *Tramontana*, gewinnt an Kraft, wenn er an das Meer stößt, und wirbelt den Sand mächtig auf. Ich habe einmal sogar gesehen, wie ein Mann, der ein Stück Wellblech trug, in die Luft gehoben wurde, bis er losließ.

Das Lagerleben wurde innerhalb weniger Tage organisiert. Das Klima war mit der Hitze tagsüber und der Kälte des Nachts nicht gerade ideal. Kombiniert mit dem wässrigen Essen führte es nur wenige Tage nach unserer Ankunft zum Ausbruch einer Durchfall-Epidemie. Man stand Schlange vor den Toiletten und, anstatt in die Baracke zurückzukehren, sich hinzulegen und auszuruhen, tat man gut daran, sich sofort wieder anzustellen. Dadurch sparte man sich zusätzlich die Anstrengung, durch den rutschenden Sand zu stapfen. Fußbekleidung war ohnehin ein Problem. Lederschuhe waren im Sand nicht zu gebrauchen, und bald begannen wir uns eine Art Sandale zu basteln. Sie bestand aus irgendwelchen Planken und Schnüren. Das

war nötig, denn im Sommer wurde der Sand so heiß, dass man ihn barfuß nicht betreten konnte.

Ich weiß nicht, wie die Posten der Köche oder andere Funktionshäftlinge ausgewählt wurden, aber der eine Zellengenosse aus *Charleroi* (nicht der Kommunist, der immer noch jedem, ob er wollte oder nicht, die Überlegenheit des "Kapitals" von Karl Marx erklärte), war sehr geschickt. Es gelang ihm, den Posten des Verantwortlichen für den Wasserturm und die Wasserversorgung zu ergattern. Er machte mich zu seinem Assistenten. Damit hatte ich die Möglichkeit, mich ein Stück weit dem allen zu entziehen. Ich saß dann in dem Maschinenraum des Wasserturms, der ganz unten war. Dort umgaben mich nur noch der Lärm der Pumpen und das Tropfen des Desinfektionsmittels.

Auch hier hatten wir keinen Zugang zu Zeitungen. Es gab Gerüchte, dass sich die Dinge nicht zum Vorteil der Alliierten entwickelten. Möglicherweise war das durch Meldungen im Radio durchgesickert. Dann, eines Nachmittags, möglicherweise war es der 15. Juni, sahen wir, wie ziemlich viele französische Flugzeuge, meist Bomber, die in süd-östlicher Richtung über das Mittelmeer flogen. Wir vermuteten, dass sie sich vor den Deutschen in Sicherheit brachten. Ein paar Tage später erhielten wir die Nachricht, dass Frankreich kapituliert hatte. Ein oder zwei Tage später spalteten sich die Internierten in zwei Gruppen, die jüdischen Insassen und die anderen Deutschen. Letztere formierten sich neu in eigenen Baracken und wurden bald heim ins Reich geschickt. Mein Bruder und ich hatten uns mit einigen von ihnen angefreundet und wussten, dass sie nicht gerade wild darauf waren, zur deutschen Wehrmacht eingezogen zu werden.

Soweit es die jüdischen Flüchtlinge betraf, saßen wir hier einfach fest und schauten in eine düstere Zukunft. Die Sicherheitsvorkehrungen wurden etwas gelockert, und man erlaubte uns schließlich sogar ans Meer zu gehen und zu schwimmen. Wir nahmen das selten wahr, denn der Hunger war unser ständiger Begleiter, und wir konnten es uns nicht leisten, Energie zu verschwenden.

Mein ehemaliger Zellengenosse bildete einen Bautrup, der die Barracken und Versorgungseinrichtungen instand hielt. Sein Quartier lag in der Krankenstation. Er bot mir an, mich in seine Gruppe aufzunehmen. Dafür wollte er gerne mein Feuerzeug, einen *Tausendzünder*. Es war das letzte Geschenk meiner Mutter. Einen Moment zögerte ich und nahm das Angebot an. Ich bereute den Handel nicht, weil ich damit aus der großen Baracke herauskam. Die neue Umgebung war viel besser, insbesondere das Essen verbesserte sich. Die Arbeit war nicht besonders schwierig, und ich fand es toll, schwimmen zu gehen, ohne noch mehr Hunger davon zu kriegen.

Es dauerte nicht lange, bis mein Bruder in die Krankenstation kam – allerdings als Patient. Er hatte schon immer Probleme mit Nesselfieber und schien einen bösen Anfall zu haben. Man brauchte einige Tage um herauszufinden, dass es gar kein Nesselfieber war. Aber das ganze Lager war mit Flöhen verseucht, die aus dem Sand kamen. Das Jucken und Kratzen war furchtbar. In den Baracken lief ein Wettbewerb, wer die meisten Flöhe in seiner Decke erlegen konnte. Diejenigen, die davon hüpfen, zählten nicht. Jemand erreichte die Zahl 80! Mein Bruder blieb dann einige Zeit in dem Bautrup, bis, ich meine im September 1940, unsere Truppe aufgelöst wurde und wir wieder in die normalen Barracken zurück mussten.

Viele Internierte hatten fliehen können, aber mein Bruder und ich hätten nicht gewusst wohin. Man musste innerhalb der nicht-besetzten Zone einen Kontakt haben, außerdem brauchte man Geld – französisches Geld – um dorthin zu reisen. Wir hatten weder das eine noch das andere und waren in dieser Lage ganz auf uns gestellt. Die Sicherheitsmaßnahmen wurden sogar noch weiter heruntergefahren. Gegen unser Ehrenwort, nicht zu fliehen, erlaubte man uns am Nachmittag, die Gegend um das Lager herum zu erkunden. Es flohen immer weniger Männer.

Ungefähr am 12. Oktober gab es einen ganz eigentümlichen Sonnenuntergang. Die Pyrenäen, insbesondere der *Mount Canigou* leuchtete pink vor einem dunkelgrauen Hintergrund. Wir standen da und bewunderten das großartige Naturschauspiel. Am nächsten Tag kam Sturm auf – mit einer gewaltigen Kraft und Regenmassen, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Das ganze Lagergelände war vom Festland abgeschnitten, und entlang des endlosen Strandes lag eine Barrikade aus entwurzelten Bäumen, etwa drei bis vier Meter hoch. Der 18. Oktober war mein 21. Geburtstag [damals das Alter für Volljährigkeit im Deutschen Reich]. Irgendwie hatte mein Bruder geschafft, einen kleinen Beutel Erdnüsse zu kaufen. Wir teilen sie, um meinen Geburtstag zu feiern.

Etwa eine Woche nach dem Sturm sagte man uns, dass wir in ein anderes Lager wechseln sollten, wo die Bedingungen besser waren als in *St. Cyprien* – besonders angesichts des kommenden Winters. So nahmen wir an einem Nachmittag am Ende Oktober unsere paar Sachen und marschierten zum Bahnhof *Elne*. Wir stiegen in die üblichen Waggons "*Männer 40, Pferde (längs) 6*". Mein Bruder und ich reisten in einem Waggon, in dem die Decken transportiert wurden. Die ganze Flohherde protestierte gegen den Umzug. Am Morgen kam der Zug am Bahnhof von *Toulouse* vorbei, dann an dem von *Pau* und hielt schließlich in *Oloron-Sainte-Marie*. Dort mussten wir uns in Lastwagen begeben und bald kamen wir in unserem neuen Lager an: *Gurs*.

25

Viertes Kapitel: Lagerleben in Gurs und Einsatz als ausländischer Arbeiter

Gurs war ein wesentlich größeres Lager als *St. Cyprien*, mindestens dreimal so groß, aber ebenfalls zur Aufnahme der geschlagenen sozialistischen Armee Spaniens geschaffen. Das Lager war ordentlich. Wir waren froh, auf den Freiflächen Gras wachsen zu sehen. Die Baracken waren ähnlich wie in *St. Cyprien*, aber sie hatten einen Boden. Im Lager gab es bereits Internierte - Juden aus Baden-Württemberg und der Pfalz: Die Nazis hatten Männer und Frauen aus ihren Häusern in Deutschland geworfen und sie in die Lager im unbesetzten Teil Frankreichs gebracht. Meinem Bruder gelang es, eine Kusine meiner Mutter aus *Frankenthal* mit ihren Neffen auszumachen. Eigentlich waren diese Neffen Franko-Tunesier, die zu Besuch in *Frankenthal* waren, wo sie die ganze Geschichte überrollte.

Bald stellte sich heraus, dass *Gurs* ein viel härteres Lager als *St. Cyprien* war. Man behandelte uns nicht mehr als Internierte, sondern als Gefangene. Die Gendarmen, die uns bewachten, zeigten wesentlich weniger Verständnis für unsere Situation. Soweit es das Gras auf den Freiflächen betraf, dauerte unsere Bewunderung nicht lange. Wir bemerkten bald, dass die Gegend ziemlich feucht war, und bald hatten wir

überall Matsch. Sich außerhalb des Lages zu bewegen, hieß durch den Schlamm zu waten. Zu essen gab es dieselbe wässrige Suppe, die wir bereits kannten. Zusätzlich gab es ein rundes Stück Brot für sechs bis acht Personen am Tag.

Irgendwie entstand ein Schmuggel mit Lebensmitteln. Aber die armen Teufel, die man außerhalb des Lagers aufgriff, wurden erbarmungslos verprügelt. Jeden Morgen wurde ein Karren über die Hauptstraße des Lagers gezogen, auf dem die Toten eingesammelt wurden. Zum Glück bekamen wir Pakete von Freunden aus der Schweiz, mit denen wir dann doch noch eine Verbindung herstellen konnten.

Wir schliefen auf Strohsäcken auf dem Boden. Glücklicherweise hatten wir keine Flöhe mehr, das war gut. Dafür hatten wir jetzt Läuse, das war schlecht. Ich bekam Eiterflechten an Ober- und Unterschenkeln, und im Februar 1941 fühlte ich mich ziemlich schwach auf den Beinen. Dann hörte ich, dass es möglich war, das Lager zu verlassen, um sich der Organisation der ausländischen Arbeiter (*Travailleurs Étrangers - T. E.*) anzuschließen. Diese Einheiten waren ursprünglich gebildet worden, um die Flüchtlinge aus Spanien aufzunehmen, aber der Zweite Weltkrieg brachte dann einen solchen Mangel an Arbeitskräften in Frankreich, dass irgendjemand in der Regierung wohl auf den Gedanken gekommen sein muss, man könne auch das Reservoir an Arbeitskraft ausschöpfen, das in Lagern brach lag. Mein Bruder machte sich Sorgen, dass man uns zum Bau der *Trans-Sahara-Bahn* [*Chemin de Fer Transsaharien* – wurde lange geplant, aber nie gebaut] heranziehen würde. Ich sagte, dass das keine Rolle spielen würde, weil ich mir sicher war, nicht in *Gurs* überleben zu können, also hatte ich nichts zu verlieren und alles zu gewinnen.

Im März 1941 stiegen wir auf den Lastwagen, der uns zum Bahnhof von *Oloron-Sainte-Marie* brachte. Ich hatte das Gefühl frei zu kommen, als wir durch das Lagertor fuhren. Ich verstand später, dass ich dem entwichen war, was das Vorzimmer von Auschwitz werden sollte. Wir kamen in *Agen (Lot-et-Garonne)* an und wurden der 308. Kompanie der ausländischen Arbeiter zugeordnet.

Die Organisation der *T.E.* folgte militärischem Vorbild, und die ausländischen Arbeiter konnten entweder eine Arbeit aufnehmen und quasi von einem Betrieb adoptiert werden oder eine Gruppe von Arbeitern konnte geschlossen entsandt werden, um eine bestimmte Aufgabe zu erledigen. Das Hauptquartier unserer Kompanie der *T.E.* lag außerhalb von *Agen*, der Hauptstadt des Departments *Lot-et-Garonne*, direkt am *Canal du Midi*. Man konnte zu Fuß in die Stadt gehen. Nach zehn Monaten im Lager war es ein seltsames Gefühl, in einer Stadt zu sein. Die Geschäfte schienen wenig zu verkaufen zu haben, und die abendliche Beleuchtung war nur spärlich. Ich war überrascht, dass es immer noch das System gab, eine Art Zoll (oktroi) für die Waren zu erheben, die in die Stadt gebracht wurden. Wenn ich in die Stadt ging, kam ich oft an dem Häuschen vorbei, das dem Angestellten an der Hauptzufahrt in die Stadt Schutz bot.

Zu essen gab es normale Armeeverpflegung und binnen einiger Tage heilten die Wunden an meinen Beinen. Mein Bruder meldete sich freiwillig, um auf einem Bauernhof zu arbeiten, und bald hatte er einen Job bei einem Schweizer Bauern, etwa 24 Kilometer weit entfernt. Ich sagte, dass ich Dreher sei und bekam Arbeit in einer nahen Fabrik. Die Ausstattung dieser Fabrik war ziemlich heruntergewirtschaftet, aber was schlimmer war, ich war ja eigentlich nicht wirklich Dreher. Einen Tag lang kämpfte ich mit der Arbeit, bis der Vorarbeiter sagte, ich sei

nicht gut genug und mich hinausschmiss. Also suchte ich einen anderen Arbeitsplatz als Dreher und fand einen in der großen Stahlfabrik in der Stadt *Fumel*, die auch in dem Department *Lot-et-Garonne* lag. Diese Fabrik gehörte zu der großen *Pont-à-Mousson-Gruppe*, und es gab Schmelzöfen und weitere Anlagen zur Stahlverarbeitung. Die Fabrik war DER große Arbeitgeber der Region. Ich besorgte mir eine Unterkunft, meldete mich bei der Polizei und begann zu arbeiten.

Das Unternehmen beschäftigte zwei andere Flüchtlinge, ebenfalls *Travailleurs Étrangers*, beide waren technische Zeichner. Das Essen in ihrer Kantine für Angestellte war gut. Ich war nur Arbeiter und hatte keinen Zutritt. Wir verbrachten viel freie Zeit miteinander, obwohl man in ihrer Gegenwart Bemerkungen über Angestellte machte, die sich mit Arbeitern abgaben! Meine Arbeit schien gut zu sein. Ich war in einer sehr großen Werkstatt und arbeitete an einer gewaltigen Drehbank an Werkstücken, die mit einem Kran bewegt werden mussten. Ich lernte viel. Dann wurde mir Arbeit an einer der anderen Drehbänke zugeteilt. Hier wurden Formen gedreht, in denen mit Hilfe der Zentrifugalkraft lange Rohre für Wasserleitungen entstanden. Eine äußerst interessante Technik. Meine beiden Arbeitskollegen stammten aus Österreich. Ich erinnere mich an den Abend im Juni 1941, als Deutschland den Krieg gegen die Sowjetunion eröffnet hatte. Sofort suchten wir das nächste Bistro auf und tranken auf den Anfang vom Ende Hitlers und Nazi-Deutschlands. Wir hatten keine Ahnung, dass uns das Schlimmste noch bevorstand.

Ein weiterer Ausländer kam als Dreher in die Werkstatt. Er war etwas jünger als ich, und ich kannte ihn schon aus den Barracken und *St. Cyprien* und *Gurs*. Er kam aus *Berlin* und brachte es fertig, seine Mutter zu sich nach *Fumel* zu holen. Dieser Mann ist der einzige von meinen vielen Lagerbekanntschaften, den ich nach dem Krieg wiedersah.

Man sagte mir, dass ich die Maschine erneut wechseln sollte. Diesmal war es eine gigantische, horizontal ausgerichtete Drehbank mit einem Scheiben-Durchmesser von 6 Metern. Sie wurde von einem 65 PS-starkem Motor angetrieben. Ich hörte, dass einer meiner Vorgänger an dieser Maschine einen bösen Unfall gehabt hatte: als er auf der Scheibe lief und das Schneidwerkzeug kontrollieren wollte, war er gestolpert und hingefallen. Die Maschine riss ihm ein Bein ab. Dann kam der Tag Anfang Oktober 1941, als einige Gussteile ankamen, die noch heiß waren. Es sollten radiale Flansche gedreht werden. Ich hatte gerade den Motor angeworfen, um den großen Querträger anzuheben, als der Vorarbeiter mich antrieb die Teile anzunehmen. Ich vergaß, dass der Querbalken angehoben war, bis ich einen großen Krach hörte. Die Drehbank war zerbrochen. Ich wurde auf der Stelle für einige Tage nach Hause geschickt. Als ich nach dieser Frist zurückkam, wurde mir mitgeteilt, dass ich gefeuert sei. Auf Wiedersehen *Fumel*.

Ich kehrte zu der Kompanie zurück, die inzwischen in das kleine verlassene *Schloss Dolmagnac* in der Nähe von *Villeneuve-sur-Lot* umgezogen war. Der Chef der Truppe war nicht gerade erfreut über das, was mir passiert war! Bald schon wurde ich zu einer Gruppe geschickt, die in den ausgedehnten Wäldern der *Landes* [französische Region], in der Nähe der Demarkationslinie, der Grenze zwischen dem von den Deutschen besetzten und dem nicht besetzten Frankreich, Bäume fällen sollte. Das war harte Arbeit. Es gab keine Kettensägen, sondern eine altmodische Säge, die von zwei Arbeitern gestoßen und gezogen werden musste.

Das Fällen und Entfernen der Äste geschah mit der Axt, das Spalten mit Hilfe eines Keils. Wir waren in der Scheune eines verfallenen Bauernhauses untergebracht und hatten kaum Platz für unsere Sachen. Ich erkannte, dass ich in die Hände eines "exploitant agricole" [wörtlich: ausbeutender Landwirt] mit der Betonung auf "exploitant" [hier: ausbeuterisch] gefallen war. Es gab aber keine andere Wahl. Wir waren für das Arbeiten im Wald nicht ausgerüstet, und das, was wir an Kleidung hatten, litt fürchterlich. Ich hatte keine richtigen Stiefel und trug Holzpantinen. Dann, nach einigen Wochen, hatte ich einen Unfall. Die Axt rutschte an einem Ast aus, durchschlug den rechten Holzschuh und durchschnitt meinen Knöchel bis auf den Knochen. Ich hatte sehr viel Glück, denn Stiefel hätten der Axt keinen Widerstand geboten. Das war das Ende meiner ersten Holzfällererfahrung. Ich wurde zurück an die Basis geschickt, um zu genesen.

Wieder versuchte ich einen Job als Dreher zu finden, bei *Hélice Ratier* [Zulieferer für die Luftfahrtindustrie] in *Figeac*. Mit dieser Wahl war ich nicht ganz zufrieden, weil ich damit den Deutschen zuarbeitete, aber *Figeac* lag zu Füßen des Zentralmassivs, der gebirgigen Landschaft in der Mitte Frankreichs, wo sich der Widerstand gegen die Deutschen entwickelte, der *Maquis* [eigentlich die Bezeichnung für den undurchdringlichen Buschwald, in dem man sich gut verstecken konnte, in Frankreich daher bald generelle Bezeichnung für den Widerstand gegen die deutschen Besatzer]. Ich ging nach *Figeac*, um ein Probestück anzufertigen, aber ich brauchte dafür zu lange und wurde nicht genommen. Darüber war ich nicht wirklich traurig.

In *Fumel* bekam ich meine erste Lektion in Wirtschaftswissenschaft. Bis zum Juni 1941 waren die Preise erheblich gestiegen, und es gab Gerüchte, dass wir bald eine Lohnerhöhung von 10% bekommen sollten. Ich rechnete auf meinem Weg zu dem Restaurant, in dem ich regelmäßiger Gast war. Der Besitzer stand an der Tür, kein Lächeln lag auf seinem Gesicht. "Und wer gibt mir mehr Geld?" sagte er. "Ab jetzt verlange ich jeden Tag 21 Franc!" Ich überschlug schnell, dass das eine Erhöhung von 17% war, und dies tatsächlich die 10% auffraß, die ich noch nicht mal hatte. Der neue Preis galt ab sofort. Nach etwa vier Wochen bekamen wir die Lohnerhöhung. Glücklicherweise ging ich zu dem Restaurant, und die oben beschriebene Szene wiederholte sich: Der Preis war nun 24 Franc. Ergebnis: Nun zahlte ich 60% meines Lohnes für das Essen, anstatt 50% wie vorher und hatte weniger Geld als zuvor. Soviel zum Thema Lohnerhöhung.

Auf meinem Rückweg zu meiner T.E.-Einheit hielt der Zug nachts in *Cahors*. Ich beschloss, mir ein Zimmer im *Hotel de France* zu nehmen. Als man mir mein Zimmer zeigte, fiel mir auf, dass Schuhe vor den Zimmern standen. Also stellte auch ich meine Schuhe vor die Tür und genoss eine gute Nacht in einem richtigen Bett mit sauberen Laken. Am nächsten Morgen fand ich meine Schuhe wieder, ordentlich gesäubert und poliert. Nicht ganz der Stil eines T.E., aber sehr angenehm.

Mittlerweile sind wir etwa Ende Januar 1942 angelangt. Bei der Einheit zurück, fingen die Probleme an. Ich musste eine Arbeit finden. Mit der Hilfe meines Bruders, der unterdessen zu einem anderen Bauern, einem Italiener, in *Praysass* gewechselt hatte, fand ich am selben Ort einen Bauern, der es mit mir versuchen wollte. *Praysass* liegt im Department *Lot-et-Garonne*. Mein Bruder war auf dem Bauernhof, auf dem er war, sehr glücklich. Der Bauer und seine Frau behandelten ihn fast wie ein Familienmitglied. Auf dem Hof, auf dem ich war, stellte sich das als ganz anders heraus. Ich versuchte es wirklich, aber eine ganze Welt lag zwischen mir und

meinem Bauern und seiner Familie. Und als er mir eines Tages erklärte, dass er nicht so geizig sei wie sein Vater, wenn er jemanden anderen zu ernähren hätte und so weiter, dachte ich mir, dass es an der Zeit sei, weiter zu ziehen. Ich fand gar nicht weit entfernt einen anderen Bauern italienischer Herkunft. Gegen die harte Arbeit hatte ich nichts, wollte aber lieber wieder in der Industrie arbeiten. Ich versuchte eine Arbeit in *Marmande (Lot et Garonne)* zu finden, aber die Behörden vor Ort erlaubten keine ausländischen Arbeiter in ihrer Gegend.

Ich verließ meinen Bauern und kehrte zu meiner Einheit zurück. Die war inzwischen wieder umgezogen und hauste nun in einem Lager in der Nähe von *Ste. Livrade*. Es gab Gerüchte, dass wir in die Kohlengruben von *Alès* geschickt werden sollten. Dann, nicht lange nach meiner Rückkehr, wurde eine kleine Gruppe von uns zu einer anderen geschickt, die sich in einer Gegend aufhielt, die im heutigen Department *Pyrenées Atlantique* liegt. Es gab ein oder zwei Barracken am Ufer des *Ouzon*, vollständig isoliert zwischen den Orten *Arthez* und *Ferrières*. Die Behausungen waren sehr feucht.

Wir sollten in den Bergen Holz fällen und daraus Holzkohle machen. Außerdem sollten wir eine Seilbahn errichten, um das Holz ins Tal zu transportieren. Die *T.E.s*, die schon länger da arbeiteten, boten einen traurigen Anblick. Natürlich waren sie hungrig. Sie hatten Lumpen an, denn ihre eigene Kleidung war für die harte Arbeit nicht geeignet, Arbeitskleidung war aber nicht ausgehändigt worden. Das Essen war zu wenig, ganz besonders für diese Art schwerer Arbeit. Ich hatte nur eine Art Schuhe mit Holzsohlen, trotzdem erfüllte ich meine Aufgabe. Morgens stieg ich auf die Berge und strengte mich an, um das schwere Kabel für die künftige Seilbahn zu tragen. Oben angekommen, half ich beim Bäumefällen. Ich bekam bei dieser Arbeit fürchterliche Bauchkrämpfe, und nach einer Woche sagte ich, dass ich davon genug hätte. Mir ging außerdem auf, dass ich von diesem Ort nicht entkommen konnte, insbesondere ohne vernünftige Kleidung. Deswegen sprang ich bei nächster Gelegenheit auf den Laster der neuen *T.E.-Einheit*. Er brachte mich zum Hauptquartier in *Izeste* am Fluß *Ossau* in der Nähe von *Arudy*. Es sah aus wie alle diese *T.E.-Hauptquartiere*, hatte aber einen spanischen Einschlag. Schließlich waren wir weniger als dreißig Kilometer von der spanischen Grenze entfernt.

Ich war an einem Freitag angekommen und hatte deswegen Gelegenheit, mich etwas umzusehen. Dann, ich glaube es war an einem Dienstagnachmittag, wurde ein Tisch nach draußen unter die Bäume getragen, und der Kommandant setzte sich dorthin. Er war von zwei Leutnants flankiert. Alle Männer, die gerade keine Arbeitsstelle hatten, mussten sich in einer Reihe anstellen, und er traf seine Entscheidung über ihr weiteres Schicksal.

Als ich an die Reihe kam, sagte der Kommandant, dass es nicht toleriert werden könne, wenn ein ausländischer Arbeiter die zugewiesene Arbeit verweigere und dass man mich nach *Gurs* zurückschicken würde. Ich nahm all meinen Mut zusammen und erklärte, dass ich die Arbeit nicht verweigere, sondern dass ich so heftige Bauchkrämpfe bekommen hätte, dass ich nicht mehr in der Lage gewesen sei, die Arbeit auszuführen. Zudem sagte ich, dass ich Dreher sei und nur zu glücklich, eine Tätigkeit in meinem Beruf auszuüben. Der Kommandant war überrascht. Ich fürchtete, dass er mir nicht glaubte. Er sagte, dass es in der Nähe eine Fabrik gäbe, die Präzisionsinstrumente herstellte und Arbeiter suchte. Dort würde man schnell

herausfinden, ob ich die Wahrheit gesagt hatte. Er fügte hinzu, dass ich eine Lüge bedauern würde.

Am nächsten Tag begleitete mich einer der Leutnants zu der Fabrik, und ich wurde aufgefordert, ein Teststück anzufertigen. Es stellt sich heraus, dass dieses Werkstück, eine Hilfe die Schneide einer Fräse zu halten, dem in *Figeac* sehr ähnelte. Der Vorarbeiter fragte mich, ob ich noch Fragen hätte. Ich hatte. Es gab zwei Methoden diese Arbeit auszuführen. Ich fragte, welche in der Fabrik üblich sei, und nach einer kurzen Einweisung fing ich an zu arbeiten. Die Drehbank, die man mir zugewiesen hatte, war hervorragend. Es muss mein Glückstag gewesen sein. Die Arbeit ging mir wie nichts von der Hand. Der Schichtleiter kam von Zeit zu Zeit vorbei, um zu sehen, wie ich weiterkam. Ich war am Nachmittag fertig und übergab meine Arbeitsprobe. Es wurde beraten, und ich bekam das Ergebnis: 9 von 10 Punkten für das Lesen der Zeichnung und die Arbeitsvorbereitung, dasselbe für die Zeit, die Genauigkeit, den letzten Schliff und das Erläutern des Werkstücks. 36 von insgesamt 40 Punkten hatte ich erreicht.

Ich bekam den Job sofort. Ich ging zu meiner Einheit zurück. Der Leutnant, der mich begleitet hatte, gratulierte mir, und machte auf der Stelle die Papiere fertig. Ich wurde von der Fabrik übernommen und am nächsten Tag suchte ich mir eine private Unterkunft und traf Vorbereitungen für meine Mahlzeiten. Die einzige Einschränkung die ich hatte war, dass ich die nahe Umgebung nicht verlassen durfte.

Die Arbeit bei meinem neuen Arbeitgeber genoss ich. Es herrschte ein freundliches Arbeitsklima und der Schichtleiter wusste ganz genau, was er zu tun hatte. Immer war er bereit zuzuhören, Probleme zu lösen und zu helfen. Die Maschinen waren sehr gut. Ich muss dort im April angefangen haben, und schon im nächsten Monat wog meine Lohntüte schwerer. Ich hatte eine Lohnerhöhung bekommen, um die ich gar nicht gebeten hatte. Im Juni war die Tüte schon wieder schwerer, und ich sah, dass ich nun als Werkzeugmacher/Dreher eingestuft worden war.

Wie ich wieder in Verbindung mit der Kusine meiner Mutter, Annele aus *Frankenthal*, gekommen bin, weiß ich nicht. Ich erfuhr, dass die beiden jüdischen Jugendlichen franko-tunesischer Nationalität, die seit der Deportation aus Frankenthal bei ihr gewesen waren, frei gelassen und zu ihren Eltern nach Tunis geschickt worden waren.

Annele durfte *Gurs* verlassen, und wohnte nun in dem Dorf *Meillon*, rund zehn Kilometer von *Pau* entfernt. Ende Juni/Anfang Juli bekam ich die Erlaubnis, sie zu besuchen. Ich lieh mir ein Fahrrad und verbrachte den Tag mit ihr. Bei ihr traf ich einige Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich, die ebenfalls die Erlaubnis bekommen hatten, das Lager zu verlassen – sie alle waren natürlich Juden. Ich habe keine Ahnung, wie sie ihre "Befreiung" bekommen hatten, denn eigentlich war ihnen nicht erlaubt dahin zu gehen, wohin sie wollten. Sie lebten alle in der Region. Man hatte generell den Eindruck, dass in Bezug auf die Flüchtlinge irgendetwas im Gange war, aber keiner wusste, was das sein könnte.

Die Flüchtlinge waren erneut registriert worden – immer ein Vorbote möglicher Veränderungen. Natürlich sprachen wir auch über eine Flucht nach Spanien, aber alle sagten, dass die Grenze nach Spanien nicht nur von den spanischen und französischen Grenzern bewacht wurde, sondern auch von der Gestapo. Sich nach

Spanien schleusen zu lassen war sehr teuer und auch sehr riskant. Ich erinnere mich, dass ich gedrückter Stimmung war, als ich nach *Arudy* zurückradelte – obwohl es mir gelungen war an einem Gehöft Kirschen zu kaufen, eine seltene Delikatesse.

Auf der Arbeit bekam ich einen neuen Kollegen. Der war frisch aus Belgien gekommen und hieß Guillaume Dizier. Er war meiner Einheit der *Travailleurs Étrangers* zugewiesen worden und wurde, da er Dreher war, zu der Fabrik geschickt, in der ich arbeitete. Er war ein sehr guter Arbeiter, und die Fabrik übernahm ihn auf der Stelle. Wir wurden Freunde. Guillaume war im belgischen Widerstand und anscheinend war er viel auf Reisen. In *Arudy* blieb er nur drei bis vier Wochen. Eines Abends sagte er mir, dass er weiterziehen müsse, gab mir sein Foto und seine Adresse in der Nähe von *Lüttich*. Wir versprachen uns nach dem Krieg wiederzusehen. Am nächsten Tag war er weg. Auf meiner allerersten Reise nach Belgien nach dem Krieg ging ich zu seiner Adresse. Ich traf seine Mutter an. Sie erzählte mir, dass die Deutschen Guillaume gefangen genommen und ihn erschossen hätten.

Die Zeit verging. Eines Tages, etwa zwischen dem 15. und 20. August 1942, wurde ich zu meiner Abteilung der *T.E.* gerufen. Ich weiß gar nicht mehr warum. Der Leutnant, der mich im April zu der Fabrik gebracht hatte und der immer besonders nett zu mir gewesen war, seit ich damals den Job sofort bekommen hatte, sah mich und rief mich in sein Büro.

Das Gespräch verlief ungefähr so: "*Daniels, was machst Du hier noch?*" Ich antwortete: "*Warum? Was ist los?*" Er erklärte mir, dass ich, wenn ich nicht am nächsten Tag verschwunden wäre, verhaftet und in ein deutsches Konzentrationslager deportiert werden würde. Also das war es, was im Gange war und der Grund für die Erfassung. Der Leutnant fragte mich, ob ich versucht hätte nach Spanien zu gelangen. Ich erklärte, dass ich dafür weder über die Kontakte noch über die finanziellen Mittel verfügte. Also schlug er die Fremdenlegion vor. Ich sagte okay, und er stellte mir einen Marschbefehl zu der Bernadotte-Kaserne in *Pau* aus. Ich erinnere mich, dass ich ihn bat, zu der Fabrik zu gehen und mitzuteilen, dass ich nicht zurückkommen würde, er solle bitte meinen ausstehenden Lohn abholen und aufbewahren.

Am Abend klärte ich die Sache mit meinen Vermietern. Ich packte meinen kleinen Lederkoffer, der nun schon so viel rumgekommen war. Am Morgen nahm ich den Zug von *Arudy* nach *Pau*.

An einem Bahnhof namens Buzy musste ich umsteigen. Der Zug fuhr ein und da, an der Spitze des Zuges, waren sechs oder mehr Waggons mit der üblichen Aufschrift *hommes 40, chevaux en long 6*. Sie waren mit Flüchtlingen aus Gurs beladen. Die Schiebetüren waren leicht geöffnet. Vor jeder dieser Türen stand ein Gendarm mit einem Gewehr. Ich stieg in einen der Waggons, die dahinter fuhren, und als wir in *Pau* ankamen, machte ich mich leise und schnell aus dem Bahnhof davon.

Ich ging zu der Kaserne und dem Anwerbebüro, um mich für die Fremdenlegion zu melden. Der Offizier sagte, dass ich mich nicht unter meiner gegenwärtigen Identität einschreiben könne und sagte mir, ich solle eine andere wählen. Ich entschied mich schnell: René (ich hatte den Vornamen schon öfter benutzt, weil ich mein deutsches "Werner" nicht wirklich mochte), Dizier (ich kannte einen Mann mit diesem Namen),

belgischer Staatsangehöriger, geboren in *Tournai*, Belgien (ich wusste, dass in dieser Stadt alle Unterlagen vernichtet worden waren). Es bestand keine Notwendigkeit, das Geburtsdatum zu ändern, und den ersten Buchstaben meines Nachnamens, das D, behielt ich.

Fünftes Kapitel: Fluchtbewegungen

Der Rekrutierungsoffizier füllte die Formulare aus, es dauert nicht lange. Ich unterschrieb mit meinem neuen Namen. Da stand ich nun: der jüngste, frisch angeworbene Rekrut der französischen Fremdenlegion. Man zeigt mir den Raum, in dem mein Bett stand und Regale für meine persönlichen Sachen. Es gab keine Kleiderschränke. Man sagte mir, dass ich in einigen Tagen nach *Marseille* geschickt werden würde.

So weit, so gut. Ich hatte ein Dach über dem Kopf und bekam etwas zu essen. Im Laufe des Tages kamen noch zwei deutsch/österreichische Flüchtlinge hinzu, die in der gleichen Lage waren wie ich. Wir durften uns zwar aus der Kaserne entfernen, mussten uns aber beim Wachhabenden abmelden.

Am nächsten Tag erfuhr ich, dass meine neuen Zimmergenossen in der Stadt herumgelaufen waren und die jüdische Gemeinde angebettelt hatten. Das gefiel mir nicht. Den Tag danach fragte ich den Offizier, ob ich nach *Meillon* fahren dürfe. Ich wollte Mutters Kusine besuchen und nach der Anschrift ihrer Schwester in Tunesien fragen, damit ich wenigstens irgendeinen Kontakt in Nordafrika haben würde. Mit der Erlaubnis fuhr ich am nächsten Morgen mit dem Bus los und ging die letzten paar Schritte zu der Ortschaft zu Fuß. Als ich nach *Meillon* hineinkam, stand ein Polizist an der Kreuzung. Er rief mich zu sich und fragte, was ich machen würde und wollte meine Papiere sehen.

Ich sagte, dass ich unterwegs nach *Ney* sei, dem nächsten kleinen Ort. Er blickte auf meine vorläufigen Rekrutierungspapiere und brachte mich zum Rathaus, wo im Vorgarten die kleine Gruppe der deutschen, jüdischen Flüchtlinge stand. Ich begriff, dass ich festgenommen war. Ich zeigte meine vorläufigen Rekrutierungspapiere vor. Der Oberleutnant schaute sie sich an, gab sie mir zurück und sagte: "*Il n'y a rien contre vous*" [gegen Sie liegt nichts vor]. Auf dem Weg zum Tor wurde ich von einem der Leute, die ich beim Besuch bei meiner Kusine Ende Juni kennengelernt hatte angesprochen. Er sagte auf Deutsch "*Daniels, was tust Du denn hier?*" Es gab nichts, was ich für den Armen tun konnte, also ging ich weiter und verließ das Bürgermeisteramt. Ich schämte mich.

Auf der Hauptstraße des Dorfes traf ich die Vermieterin der Kusine meiner Mutter. Ich tat, als ob ich mir die Schuhe zubinden würde und sie sagte: "*Sie haben sie nicht in ihren Räumen auf der anderen Straßenseite gefunden.*" Ich bat sie viele Grüße auszurichten, verließ das Dorf ohne weitere Zwischenfälle und fuhr zurück zur Kaserne.

Als ich dort ankam, wurde ich von dem Unteroffizier abgefangen, der mir sagte, dass ich mich möglichst unsichtbar machen solle. Ich begab mich in eine Ecke, an der ich den Hof und die Eingangstore übersehen konnte. Dort, zwischen zwei Nicht-Uniformierten, ging der jüdische Flüchtling, der die Gemeinde in *Pau* angebettelt hatte. Als sie das Tor passiert hatten, legten sie ihm Handschellen an. Also waren nur noch zwei von uns übrig. Wir waren reichlich erschüttert. Am nächsten Nachmittag ging ich zu dem Hauptbüro der Firma, für die ich gearbeitet hatte und bat

um meine Lohntüte. Da lag sie schon für mich bereit, und es wurden auch keine Fragen gestellt.

Man muss kein abgebrühter Verbrecher sein, um zu verstehen, dass auf der Flucht zu sein ohnehin sehr schwierig ist, und ohne Geld wird es fast unmöglich. Als ich zu der Kaserne zurückkam, sagte man mir, dass einige deutsche Ex-Legionäre da gewesen wären – auf ihrem Heimweg nach Deutschland. Tatsächlich hatten die deutsche Behörden aufgefordert, alle deutschen Legionäre zu entlassen, damit diese der Wehrmacht zugeführt werden konnten. Ich habe nichts von ihnen gesehen, aber mein kleiner Lederkoffer und einige unwichtige Dinge waren verschwunden. Was übrig blieb, passte in eine Pappschachtel. Am nächsten Tag wurde ich in das Anwerbebüro gerufen. Mir wurde gesagt, dass ich den Nachmittagszug nach *Marseille* nehmen solle. Mein Marschbefehl wurde mir ausgehändigt. Zielort war die Fremdenlegion am *Fort Saint Jean* am alten Hafen von *Marseille*. Mein Kamerad bekam den gleichen Befehl, aber als wir in unserer Stube waren, sagte er, er habe seine Meinung geändert und würde nicht mitkommen.

Tatsächlich hatten wir kaum Kontakt miteinander. Ich wusste nichts über ihn und er umgekehrt auch nichts über mich, und offen gesagt, war ich ganz erleichtert, dass ich den nächsten Schritt alleine machen konnte. Wir sagten auf Wiedersehen, und schon war ich wieder am Bahnhof von *Pau*. Der Zug, der einfuhr, hatte diesmal keine Waggons mit deportierten Flüchtlingen. Mein Wissen über die Geografie Frankreichs war damals gelinde gesagt lückenhaft. Ich hatte keine Ahnung, wie groß die Entfernung zwischen *Pau* und nach *Marseille* ist. Es war schon dunkel, als der Zug endlich in den Bahnhof von *Toulouse* einrollte. Ich stellte mit Entsetzen fest, dass das für heute die Endstation war. Bis zum nächsten Morgen würde es keinen Zug nach *Marseille* mehr geben. Es war viel Polizei unterwegs, und Kontrollen auf Bahnhöfen waren häufig. Also machte ich mich auf den Weg zum Rotlichtviertel. Wie üblich war es nah am Bahnhof, und verbrachte meine Nacht in einem Bordell. Früh am nächsten Morgen war ich wieder an der Station, stieg ohne Umschweife in den Zug nach *Marseille* und los ging es.

Gegen Mitte des Vormittags lief der Zug im Bahnhof *Saint-Charles* in *Marseille* ein. Ich ging die eindrucksvollen Treppen zur Stadt hinunter und dann die *Cannèbière* [Prachstraße Marseilles] bis zum alten Hafen. Ich habe Geschichten über *Marseille* gehört und gelesen mir aber nicht vorstellen können, dass ich je diese berühmten Orte kennenlernen würde. Das *Fort Saint Jean* bewacht die Einfahrt zum alten Hafen, deswegen musste ich den ganzen Hafen ablaufen.

Im Hof des Forts stand ein Fertigbau in den rot-grünen Farben der Fremdenlegion. Ich ging auf den Wachhabenden am Eingang zu und sagte ihm, dass ich gekommen sei, um mich mustern zu lassen. Er fragte mich nach meinen Papieren, und als ich das vorläufige Eintrittsformular aus meiner Briefftasche holte, bat er mich, sie vollständig auszuhändigen. Er würde nichts stehlen nur den Inhalt prüfen. Und siehe da, in irgendeiner Falte fand er einen alten Kassenzettel, auf dem der Name Werner Daniels stand. Er schaute mich an und sagte: "*Sie sind genauso wenig René Dizier wie ich der Papst.*" (Vous êtes autant René Dizier comme moi je suis le pape.) Er fügte hinzu, dass das nicht seine Sache sei, sondern dass ich alles dem Hauptmann erklären müsse.

Schon bald stand ich vor dem Hauptmann, der mir sagte, dies sei der Ort der Wahrheit und dass nichts, aber auch gar nichts als die Wahrheit erzählt werden solle. Dafür würde aber auch alles in den vier Wänden bleiben, Ehrenwort als Offizier. Daraufhin holte ich tief Luft und erzählte die ganze Geschichte. Der Hauptmann erwiderte, dass er mich schrecklich gerne aufnehmen würde, aber die Deutschen würden alles und jeden, das oder der nach Nordafrika ging, peinlich genau kontrollieren. Ich hätte keine Chance, da durchzuschlüpfen. Man würde mich erwischen, und dann bekäme er den Ärger. Er bedauerte, dass er diese negative Entscheidung treffen müsse. Ich fragte ihn, was ich denn jetzt tun solle. Er antwortete, dass er mich zu einem Kommando der ausländischen Arbeiter schicken würde, weil ich von einem solchen gekommen war. Ich sagte, dass ich als *René Dizier*, Belgier, zu ihm gekommen wäre und dass ich ihn gerne mit dieser Identität verlassen würde. Er sagte, das wäre nicht seine Angelegenheit und dass unser Gespräch vollkommen vertraulich bleiben würde. Ich bedankte mich und ging, um mich einer neuen Einheit der *T.E.* in *Marseille* vorzustellen.

Es gab noch einen anderen Flüchtling, der sich in ähnlicher Situation wie ich befand. Er hatte nicht einmal seine Identität geändert und legte seinen deutschen Pass vor. Ein Soldat marschierte mit uns zu einem Gebäude, das von der Arbeitseinsatzverwaltung für Ausländer besetzt worden war. Es war etwa Mittag. Ich ließ dem deutschen Flüchtling mit seinem Pass den Vortritt. Als er seinen Ausweis dem Vorgesetzten seiner Gruppe zeigte, schlug der die Hände über dem Kopf zusammen und sagte sinngemäß: "*Wissen sie, dass wir sie der Polizei übergeben müssten? Wir können sie nicht aufnehmen. Wir werden ihnen etwas zu essen geben und dann müssen sie verschwinden. Wir wollen sie nicht kennen, und wir haben sie nie gesehen.*" Der arme Kerl ging zur Küche, um sich verpflegen zu lassen, und ich habe keine Ahnung, was aus ihm wurde. Eines war gewiss: sich ohne Schutz in *Marseille* aufzuhalten, würde bald mit einer Verhaftung enden.

Der Hauptmann fragte mich nach meiner Geschichte. Ich erzählte, dass ich *René Dizier*, belgischer Staatsangehöriger, sei. Ich wäre aus Belgien geflohen, jedoch an der Demarkationslinie (zwischen dem von den Deutschen besetzten und dem nicht besetzten Teil Frankreichs) verhaftet worden. Ich hätte aber entweichen können. Und darüber hinaus würde ich gerne meinen Konsul sehen. Man war überrascht. Ich denke nicht, dass der Hauptmann mir ein einziges Wort geglaubt hat, obwohl ich meinen belgischen Akzent betont hatte. Aber er konnte mir auch nicht das Gegenteil beweisen. Deswegen durfte ich bleiben, bis diese neue Einheit alles geklärt habe. Ich hatte Essen, ein Bett und befand mich in relativer Sicherheit.

In welcher Gegend *Marseilles* ich genau gelandet war, weiß ich nicht, aber, wie vermutlich in vielen Quartieren der Stadt 1942, waren die Nächte nicht gerade ruhig, weil der Ort mit Bettwanzen verseucht war. Folglich schlief ich in einer Ecke des kleinen Gartens. Ich hatte schon Schlimmeres durchgestanden. Am Nachmittag des folgenden Tages rief mich der Hauptmann zu sich. Er hatte für den nächsten Tag eine Verabredung mit dem belgischen Konsulat ausgemacht.

In jener Nacht fand ich nicht viel Schlaf, nicht wegen der Wanzen, sondern wegen der vielen Gedanken, was ich dem Generalkonsul denn erzählen sollte. Am nächsten Morgen ging ich zum Konsulat. Ich glaube, dass es der Generalkonsul persönlich war, der mich empfing. Ihm erzählte ich die ganze Geschichte, wie ich nach Belgien geflohen war und dort Zuflucht bis zu dem deutschen Angriff am 10. Mai 1940

gefunden hatte. Ich fügte hinzu, dass mein Vater bei dem belgischen Zweig unserer Familie in *Lüttich* aufgewachsen war, ein Cousin meines Vaters der belgische Generalleutnant *Wiener* gewesen sei, und der belgische Justizminister *Gottschalk* mit meiner Familie mütterlicherseits verwandt gewesen wäre. Ich erzählte, wie ich es bislang vermieden hatte, zwecks Deportation verhaftet zu werden und dass die belgische Nationalität meine einzige Chance wäre. Die Antwort des Konsuls klingt mir noch in den Ohren: "*Sie sind einer von uns. Die Angelegenheit kann auch nach dem Krieg genauer untersucht werden. Tun Sie nichts, was Belgien Schande bereiten würde.*" Ich versprach es ihm.

Bei meiner Rückkehr ging ich wieder zu dem Hauptmann. Er hatte schon den Konsul gesprochen, der bestätigt hatte, dass ich Belgier sei und in seine Unterlagen aufgenommen. Der Hauptmann informierte mich, dass ich zu einer Einheit der ausländischen Arbeiter versetzt werden würde, die aus Belgiern, Luxemburgern und Niederländern zusammengesetzt war. Ich atmete innerlich tief durch. Am nächsten Tag bekam ich einen Marschbefehl zu dieser neuen Einheit, die sich in *Châteauneuf-les-Bains* in der *Auvergne* befand, und noch einen Tag später ging ich die *Cannèbiere* hinauf, um am Bahnhof St. Charles in den Zug zu steigen.

In meinem Marschbefehl stand, dass ich mit dem Zug nach *Saint-Gervais-d'Auvergne* reisen sollte und von dort weiter nach *Châteauneuf-les-Bains*. In der Schule war ich nicht schlecht in Erdkunde gewesen, aber man hatte uns kein detailliertes Wissen über die Geografie Frankreich beigebracht. Ich erfuhr, dass ich erst nach *Nîmes*, von dort nach *Clermont-Ferrand* und dann nach *Saint-Gervais-d'Auvergne* fahren musste. Die Fahrt von *Marseille* nach *Nîmes* war nur kurz. Auf den Zug nach *Clermont-Ferrand* musste ich einige Stunden warten. Ich sah keine bessere Idee die Wartezeit zu verkürzen, als in die Stadt zu gehen und mir die imposante römische Arena anzusehen.

Bald nach meiner Rückkehr zum Bahnhof fuhr der Zug nach *Clermont-Ferrand* ein. Er muss wohl außerhalb des Bahnhofs in der Sonne gewartet haben, denn es war zum Ersticken heiß in den Abteilen. Immerhin war es Ende August. Wir öffneten alle Fenster und erreichen bald *Alès*, die Stadt von der ich schon vor einigen Monaten gehört hatte, weil sie das Zentrum des Kohlebergbaus war, und ich befürchtete, dort eingesetzt zu werden. Dann kam der lange und langsame Aufstieg zum Zentralmassiv, mit vielen Tunneln und Brücken. Ich hatte mir nur die Entfernung nach *Clermont-Ferrand* angesehen und hatte nicht erwartet, dass die Reise so lang werden würde, weil die Landschaft so bergig ist. Von ihrer Schönheit war ich überrascht.

Es war bereits Abend, als wir am höchsten Punkt, in *Langogne* anhielten. Dort gab es einen langen Aufenthalt, damit sich die Passagiere mit Erfrischungen eindecken konnten. Weiter ging es. Der Zug fuhr jetzt einigermaßen schnell. Es ging immer abwärts. Es muss gegen 10 Uhr abends gewesen sein, als wir schließlich in *Clermont-Ferrand* ankamen. Der Anschluss nach *Saint-Gervais-d'Auvergne* ging erst am nächsten Morgen. Schon wieder saß ich für die Nacht am Bahnhof einer großen Stadt fest. Die Lösung, die ich in *Toulouse* gefunden hatte, ging mir durch den Kopf, aber meine Mittel wurden so langsam knapp. Ich gab den Gedanken auf und ging einige Zeit an den Gleisen entlang, bis ich einen Zug fand, der dort abgestellt war, hineinstieg und die Nacht auf einer Sitzbank verbrachte. Die Bewegungen des Zuges weckten mich am Morgen auf. Ich sprang auf den Schotter und ging zum Bahnhof

zurück. Etwas später stieg ich in den Zug nach *Saint-Gervais*, wo ich am Vormittag ankam. Es gab keine andere Möglichkeit nach *Châteauneuf-les-Bains* zu kommen, als zu laufen.

Am Mittag hatte ich die gut sechs Kilometer geschafft und meldete mich bei meiner neuen Einheit. Ich war froh, etwas zu essen zu bekommen. Auf diese Art und Weise hatte ich wieder Unterschlupf gefunden. Am Abend gab es einen Appell und mir war sofort klar, dass ich hier nicht lange bleiben würde: Es stimmte, die Leute hier waren keine deutschen Flüchtlinge, aber nach dem Anschein waren ziemlich viele Juden dabei, was sich bald bestätigte. Ich weiß nicht warum, aber ich ahnte, dass die Deportation der Juden aus Deutschland und Österreich nur der Beginn von etwas Größerem war. Und wenn ich die Menge der versammelten *T.E.s* ohne Arbeit betrachtete, wusste ich ohnehin, dass diese Situation nicht haltbar war. Ich musste mir selbst Arbeit besorgen, damit ich wieder den Status eines *T.E.* bekam, der zwar zu der Einheit gehörte, aber von ihr getrennt tätig war.

Zum großen Verdruss des Hauptmanns, der die Abteilung kommandierte, setzte ich mich mit der Präfektur in Verbindung und bekam eine Arbeitsstelle als Werkzeugmacher/Dreher in der Wartungssparte einer großen Sägemühle in *Vertaizon (Department Puy-de-Dome)* angeboten. Weg war ich, um mich vorzustellen und ein Probewerkstück anzufertigen. Es muss wieder einer meiner Glückstage gewesen sein, denn das Werkstück überzeugte – obwohl die Drehbank wahrlich schon bessere Tage gesehen haben musste und der Stahl von der schlechtesten Qualität war, die mir je untergekommen ist. An meiner letzten Arbeitsstelle hatte ich wirklich viel dazugelernt! Man übernahm mich auf der Stelle. Ich kehre zu der Abteilung der *T.E.* zurück, um die Formalitäten zu erledigen. Nach ungefähr zwei Wochen war ich *René Dizier*, ausländischer Arbeiter, der getrennt von der *T.E.-Abteilung* seinen eigenen Lebensunterhalt verdiente. Erst viel später erfuhr ich, dass meine Befürchtungen einen guten Grund gehabt hatten. Etwa 14 Tage nachdem ich meine Arbeit in *Vertaizon* aufgenommen hatte, kamen die Deutschen und führten eine Identitätskontrolle durch. Viele Menschen wurden danach deportiert.

Eigentlich stammte das große Sägewerk *Brüder Lécorché* aus dem *Elsass* und hatte seine Produktionsstätte zu Beginn des Krieges in die *Auvergne* verlagert. Es gab eine Kantine und Schlafsäle. Am Anfang machte ich davon Gebrauch und merkte, dass unter der Arbeiterschaft ein großer Block von Elsässern war. Aber ich fand bald eine Unterkunft in *Pont-du-Château*, in etwa 5 Kilometern Entfernung. Damals konnte ich an sich noch sehr gut laufen. Das Problem war die Fußbekleidung. Ich hatte Stiefel mit Holzsohlen und schnitt alte Reifen zurecht, um die Gummistücke unter die Sohlen zu nageln.

Zunächst war ich etwas niedergeschlagen, eine angenommene Identität tragen zu müssen, wie ein Verbrecher auf der Flucht. Aber dieses Gefühl verflieg schnell. Immerhin kann man den Namen *René* von "neugeboren" ableiten und in der Tat, neugeboren war ich jetzt. Ich mietete ein Zimmer in einem Eckhaus an den beiden Hauptverkehrsstraßen von *Pont-du-Château*, einer sehr kleinen Kreisstadt. Es gab jedoch auch hier einen Polizeiposten, bei dem ich jeden Monat vorstellig werden musste. Das war schon immer Vorschrift für alle *Travailleurs Étrangers* gewesen, die sich im Einzeleinsatz befanden. Meine Wirtin hatte einen Gemüseladen im Erdgeschoss des Hauses. Nach etwas vier Wochen erschien ein weiterer Mieter. Er war Elsässer aus *Straßburg* und arbeitete in derselben Sägemühle. Wir kamen gut

miteinander aus. Er war im französischen Widerstand und versteckte Propaganda-Material in seinem Zimmer. Alles, was ich wirklich über ihn wusste, war, dass sein Vater eine große Fabrik für Poliermittel hatte. Er blieb nicht sehr lange, nur etwa einen Monat, und dann verschwand er wieder.

Ich hatte überlegt, mich ihm anzuschließen, aber er war weg, als ich mich dazu entschlossen hatte. In *Pont-du-Château* gab es auch Polen, mit denen ich jedoch kaum Kontakt hatte. Der belgische Konsul hatte ernstlich gemeint, was er sagte, dass ich nun zu den Belgiern gehören würde. Das Rote Kreuz in Belgien schickte mir ein Päckchen mit Kleidung, die ich außerordentlich gut gebrauchen konnte. Ich war sehr dankbar. Alles schien sich beruhigt zu haben. Die Arbeit lief gut, trotz der schlechten Ausstattung und einem Vorarbeiter, der wirklich nicht der Hellste war. Vielleicht war es so am besten. Wir waren ein gutes Team in der Wartungsabteilung, kein Problem, als Belgier durchzugehen. Dann kam *Pearl Harbour* und der Eintritt der Amerikaner in den Krieg. Die nicht besetzte Zone wurde abgeschafft. Einige Zeit später kam ein Zug deutscher Soldaten, um *Pont-du-Château* zu besetzen.

Nie werde ich den Morgen vergessen, als der deutsche Hornist den deutschen Weckruf direkt unter dem Fenster meines Zimmers blies: "*Habt ihr noch nicht lang genug geschlafen?*" Mir war der Klang nur allzu vertraut, und ich wollte nicht mehr schlafen! Von nun an hörte ich das deutsche Horn am Morgen und am Abend. Nicht lange danach erzählte mir meine Wirtin, dass ihre Schwiegertochter einen deutschen Soldaten gehört hätte, als er sagte, dass eine Person meiner Beschreibung ihm sehr vertraut schiene. Sie bat mich, möglichst schnell eine neue Schlafstelle zu finden. Ob ihre Geschichte stimmte oder nicht, man konnte darüber nicht diskutieren und ich fand innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden eine neue Bleibe. Zum Abendessen ging ich regelmäßig in das Hotel-Restaurant an der Hauptstraße nach *Clermont-Ferrand*. Bald teilte ich den Tisch mit einem Landvermesser, der am Ort arbeitete. Er war ein sehr umgänglicher Mensch und muss einige Zweifel an meiner Identität gehabt haben. Eines Tages fragte er mich, ob ich die *Brabanconne*, die belgische Nationalhymne singen könne. Ich sagte nein. Er fragte mich, ob ich Noten lesen könne, ich konnte. Einen Tag später holte er ein Blatt mit den Noten und den Worten der Hymne heraus. Ich lernte die *Brabanconne* und werde sie niemals vergessen. Danach gab ich ihm das Blatt zurück. Er stellte mir niemals eine weitere Frage.

Zu Beginn des Jahres 1943 führte die Vichy-Regierung den *Service de Travail obligatoire* (S.T.O.), den Zwangsarbeitsdienst ein. Deutschland fehlte es an Arbeitskräften und junge Franzosen wurden zur Arbeit nach Deutschland einberufen. Diese Maßnahme führte zu einer enormen Ausbreitung des französischen Widerstandes. Die wenigen Gruppen, bisher entweder Ex-Soldaten oder Kommunisten, wurden rasend schnell größer. Sie wichen in die schwer zu erreichenden Gegenden Frankreichs aus, heute als "*Maquis*" bekannt, benannt nach dem korsischen *Maquis*, in den Verbrecher auswichen, um sich ihrer Verhaftung zu entziehen. Zentren des Widerstandes waren das *Vercors*, nicht weit von *Grenoble* und die *Auvergne* in der Mitte Frankreichs. Der Unterschied war, dass sich der *Maquis* in der *Auvergne* aus Gruppen zusammensetzte, die wenig Verbindungen untereinander hatten.

Ein junger Mechaniker aus unserer Wartungsabteilung, der in *Pont-du-Château* sehr bekannt war, weil seine Eltern den Tabakladen und die Bar betrieben, hatte seine

Einberufung zum *S.T.O.* erhalten. Er schloss sich dem Widerstand an und ging nicht nach Deutschland arbeiten. Der Vorfall führte innerhalb unserer Abteilung zu Nachfragen: Wieso konnte ich, ein Belgier, in Frankreich arbeiten, wenn ein ortsansässiger Franzose seine Heimat verlassen und in Deutschland eingesetzt werden sollte? Ich fühlte mich in dieser Situation sehr unwohl und vermied Gespräche über das Thema.

Das zweite Ereignis, das sich Anfang Frühjahr 1943 abspielte und mir zu denken gab, war das Ergebnis meiner großen Dummheit und einer kleinen Menge Alkohol. In dem Restaurant, in dem ich zu Abend aß, hatten wir uns angewöhnt, um acht Uhr abends in die Küche zu gehen und die Radio-Nachrichten aus London zu hören. Die deutschen Besatzer waren nun schon einige Zeit im Ort und das Küchenmädchen hatte sich mit einem deutschen Offizier angefreundet. Er war oft in der Küche. Wir alle hatten ein, zwei Aperitifs getrunken. Ich weiß nicht mehr, wie ich dazu kam, mit meinen Kenntnissen der deutschen Sprache anzugeben.

Als es acht Uhr wurde ging die Senderauswahl einige Male über die französischen Nachrichten aus London. Der Offizier bat, auf diesem Sender zu verweilen und forderte mich auf, das mit meinem gebrochenen Deutsch zu übersetzen. Das tat ich. Danach redeten wir noch weiter über den Krieg, und ich sagte ihm unverblümt, dass die Deutschen verlieren würden. Er räumte die Möglichkeit ein, meinte aber, dass sich der Krieg dann noch lange hinziehen und mit großer Brutalität geführt werden würde. Als wir uns trennten, sagte er noch, dass er hoffen würde, dass ich den Krieg überleben könnte und dass wir uns danach einmal wiedersehen sollten. Ich antwortete ihm, dass ich den gleichen Wunsch hätte.

Ich schlief sehr schlecht in dieser Nacht. Langsam dämmerte es mir, wie dumm ich gewesen war und wie gefährlich der Inhalt unseres Gespräches für mich werden könnte. Aber der Offizier sagte kein Sterbenswort, und am nächsten Tag verließ sein Zug *Pont-du-Château*. Ich sah ihn nie wieder.

Etwas später schreckte ich mitten in der Nacht hoch. Ich weiß nicht, wie es dazu kam. Blitzartig wurde mir klar, dass ich tatsächlich dumm und zu wenig vorausschauend war. Da saß ich nun in einer Fabrik mit vielen Elsässern, die die Nazis als zu ihrer eigenen Rasse gehörend verstanden und die sie dringend als Nachschub für die Ostfront brauchten. Ich war mir sicher, dass die Deutschen bald auftauchen würden, um die Belegschaft zu durchkämmen. Ich musste schleunigst verschwinden.

Also beschloss ich, mir eine Arbeit in *Clermont-Ferrand* zu suchen. Eine Firma suchte per Zeitungsanzeige Dreher. Früh am Morgen fuhr ich mit der Bahn, um mich vorzustellen. Die Werkstatt gefiel mir schon von außen nicht. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Die Arbeitsprobe war recht einfach. Ich sollte eine lange Schraube drehen. Aber die Drehbank war total ausgeleiert. Ich versuchte den Schraubstock einige Male zu fixieren, aber er rutschte immer wieder weg, und ich konnte keinen Zylinder herstellen, um daraus eine Schraube zu drehen. Als der Vorarbeiter feststellte, dass ich nicht vorankam, platzte mir der Kragen. Ich sagte ihm, dass ich noch nie an so einer miserablen Drehbank gearbeitet hätte und dass er den Job gerne behalten könne. Als er mir dann anbot, mein Geld abzuholen und zu gehen, lehnte ich das dankend ab. Sollte er es doch behalten!

Ich hatte von einer anderen Fabrik gehört "*Les Ateliers Mécaniques du Centre*", gemeinhin "*Chartoire*" genannt – nach ihren Eigentümern. Nun wollte ich dort mein Glück versuchen. Man bat mich, ein Probestück anzufertigen, eine besondere Form von Spindel. Die kleine Drehbank, an der ich arbeitete, funktionierte sehr gut und genau. Die Arbeit ging mir leicht von der Hand. Am Abend war ich fast fertig, musste aber am nächsten Morgen nochmal wiederkommen. Das Ergebnis war gut und ich wurde sofort eingestellt. Ich sagte gerne zu – vorbehaltlich der Zustimmung der T.E. zum Arbeitsplatzwechsel.

Die Einheit hatte *Châteauneuf-les-Bains* verlassen und befand sich nun in *Riom*. Der Landvermesser mit dem ich gemeinsam zu Abend aß, war immer sehr freundlich zu mir gewesen. Er lieh mir sogar sein Fahrrad, damit ich am nächsten Morgen nach *Riom* fahren konnte.

Riom ist nicht weit entfernt von *Clermont-Ferrand*, und mit dem Fahrrad konnte ich noch eine Abkürzung querfeldein über den Flugplatz bei *Aulnat* nehmen, der von den Deutschen besetzt war. Während *Clermont-Ferrand* die Hauptstadt der *Auvergne* ist und eine große Stadt mit etwa 160.000 Einwohnern (so viel wie in meiner Heimatstadt *Krefeld*), war *Riom* ein kleiner Ort. Trotzdem befand sich dort – und befindet sich noch - der Hauptsitz der Justiz für die ganze *Auvergne*.

Ich fand meine Einheit der T.E. und erstattete einem Hauptmann Bericht. Als ich um die Erlaubnis bat, meinen Arbeitsplatz zu wechseln, setzte der sich sofort wieder auf ein hohes Ross und wies mein Ansinnen ab. Er erklärte, dass die ausländischen Arbeiter nicht tun konnten, was ihnen einfiel und schon gar nicht den Arbeitsplatz eigenmächtig wechseln. Ich versuche es mit einem Bluff. Ich schob die rechte Hand in die Hosentasche. Dort streckte ich den Zeigefinger aus, damit es wie eine Pistole aussah und sagte, dass es notwendig geworden sei, den Ort zu wechseln. Falls es durch sein Verhalten einen "Unfall" geben würde, wüssten meine Freunde schon, wer dafür verantwortlich war. Er schaute mich an und sagte: "*Kein Problem, sie können den Arbeitsplatz wechseln.*" Schnellstens erledigte er den Papierkram und wünschte mir viel Glück. An seinem Verhalten konnte man merken, wie sehr die *Résistance* an Macht gewonnen hatte. Total erleichtert fuhr ich zurück – vorbei an der Sägemühle *Léroché Frères* in *Vertaizon*.

Etwa zwei Monate später erfuhr ich, dass zwei Wochen nach meiner Kündigung die Deutschen die Sägemühle kontrolliert und die Elsässer mitgenommen hatten. Mein Schutzengel hatte schon wieder Überstunden gemacht!

6. Kapitel: Auf dem Weg in den Untergrund

Ich wollte nicht sofort nach *Clermont-Ferrand* umziehen, aber nach vierzehn Tagen stellte ich fest, dass es zu teuer wurde in *Pont-du-Château* zu leben, und in *Clermont-Ferrand* zu arbeiten. Außerdem war es wegen der zahlreichen Personenkontrollen zu gefährlich, an so vielen Bahnhöfen vorbeizukommen. Deswegen suchte ich mir eine Unterkunft östlich der Bahnlinie, nicht zu weit weg von der Fabrik, aber doch außerhalb der Stadt. Was die Arbeit betraf, war ich von Anfang an sehr glücklich, den Absprung gewagt zu haben. Die Atmosphäre bei *Chartoire* war

außerordentlich angenehm, die Maschinen gut, und das Management wusste, was zu tun war.

Ich freundete mich mit einem Dreher-Kollegen namens *Raymond Portal* an. Diese Freundschaft hat bis heute Bestand. Einige Zeit nachdem ich bei *Chartoire* angefangen hatte, erzählte mir *Raymond*, dass die Probearbeit, die ich gemacht hatte, in Wirklichkeit ein Standard-Produkt der Fabrik gewesen sei. Die anderen Dreher hatten entschieden, dass ich die Arbeit bekommen sollte. Für den Fall, dass ich es nicht packen würde, hielten sie ein fertiges Werkstück zum Austausch bereit. Ich fand das sehr lustig.

Trotzdem konnte ich niemals meine Maske fallen lassen. Ein anderer Dreher war Mitglied der *Milice française*, die mit den deutschen Besatzern zusammenarbeitete. Er hatte die Drehbank direkt neben mir. Nicht lange nachdem ich in der Firma angefangen hatte, bot man mir an, im Schichtsystem an einer sehr großen Drehbank mit einem drei Meter langen Tisch zu arbeiten. Mein Partner an dieser Maschine war einer der Stammarbeiter der Firma und sehr erfahren. Er weigerte sich im Schichtdienst zu arbeiten und bestand auf einer Arbeitszeit in den Morgenstunden. Ich dachte mir, dass es für meine Sicherheit ohnehin nur besser sein könnte, wenn ich am Nachmittag und am Abend arbeiten würde, weil dass die Zeit war, wo die gründlichsten Personenkontrollen stattfanden. Deswegen stimmte ich zu, regelmäßig in der Schicht von 13 Uhr bis 22 Uhr zu arbeiten. Es stellte sich bald heraus, dass ich die richtige Entscheidung getroffen hatte.

Als eine nächtliche Ausgangssperre erlassen wurde - ich meine ab 21 oder 22 Uhr - erhielt ich prompt eine Ausnahmegenehmigung. Mein Arbeitskollege und ich arbeiteten sehr gut zusammen. Er kannte die Ausstattung der Firma sehr genau und wusste fast alle Tricks des Gewerbes. Ich dagegen schien weitaus genauer zu arbeiten. Wir warfen unsere Kenntnisse zusammen und zählten bald zu den am besten bezahlten Arbeitern des Betriebes.

Im Herbst, zur besten Erntezeit, lud mich dieser Kollege zu sich nach Hause ein. Er wohnte in einem Außenbezirk von *Clermont-Ferrand* und besaß einen Weinberg. Es war mir ein großes Vergnügen ihm bei der Weinlese zu helfen. So verbrachte ich den Sonntag in bester Gesellschaft.

Raymond und ich verbrachten viel Zeit miteinander. Er war in *Clermont-Ferrand* geboren worden und sehr sportlich. Über ihn lernte ich in kürzester Zeit viele junge Leute unseres Alters kennen. Ich erinnere mich lebhaft an die Sonntagnachmittage in einem Hinterzimmer einer der Kneipen nicht weit vom *Place de Jaude* [wichtigster Platz und Treffpunkt in *Clermont*]. Wir trafen uns dort, tranken Bier und sangen miteinander. Ich brachte den anderen "*It's a long way to Tipperary*" bei. Raymond lud mich ein, seine Familie kennenzulernen. Seine Eltern kamen aus dem gebirgigen Teil der *Auvergne* in der Nähe von *Saugues*. Dies war eine Region, die ich genau erkunden sollte, als ich später im *Maquis* kämpfte.

Frau *Portal* fuhr von Zeit zu Zeit nach *Saugues*, um bei den örtlichen Bauern Lebensmittel einzukaufen. Manchmal lud sie mich zum Abendessen ein. Das war jedes Mal ein Festtag für mich, weil ich nur meine Lebensmittelrationen bekam und immer hungrig war. Eines Tages erzählte mir Raymond sogar, dass er neue Papiere

für mich besorgen könne, wenn ich meine Identität wechseln wolle. Ich erzählte ihm, dass ich das schon erledigt hatte.

Nach einem Jahr in der Wildnis genoss ich das Leben in einer Stadt wie *Clermont-Ferrand*. Ich konnte sogar wieder ins Kino gehen. Aber dann, im Herbst 1943, änderten sich die Dinge zum Schlechteren. Die französische Widerstandsbewegung griff die Deutschen in den großen Städten an. Eines Abends im Spätherbst wurden in der Nähe der Kirche Notre-Dame-du-Port Granaten auf eine Abteilung deutscher Soldaten geworfen, die auf dem Weg ins Kino war. Ich hörte davon erst später, da ich wie üblich bei der Arbeit war. Man erzählte mir, dass viele Leute von der Straße weg verhaftet worden waren. Ich beglückwünschte mich zu der Idee mit der Nachmittagschicht, so war es unwahrscheinlich, dass man mich erwischte.

Am nächsten Morgen wollte ich eigentlich einige Einkäufe in der Stadt erledigen, entdeckte aber von der Brücke über die Eisenbahn aus einen deutschen Konvoi. Die Soldaten auf den Lastern trugen ihre Kampfanzüge und schauten sehr grimmig drein. Sie saßen schweigend auf Bänken und hatten ihre Gewehre zwischen den Knien. Irgendwie spürte ich die Gefahr, die von ihnen ausging, und ich zog mich in meine Unterkunft zurück. Unglücklicherweise hatte mein Gefühl nicht getrogen. Kontrollen wurden in allen Teilen der Stadt durchgeführt und viele Leute inhaftiert. Ich sah zu, dass ich möglichst schnell von der Straße wegkam und mich bei der Arbeit aufhielt. Das war die Zeit, in der die nächtliche Ausgangssperre verhängt wurde, und ich den Ausnahmeausweis erhielt. Aber ich wurde vorsichtiger und ging nicht mehr in die Stadt.

Dann wurde *Clermont-Ferrand* von alliierten Bombern angegriffen. In der Stadt befanden sich die *Michelin* Reifen-Werke und außerdem gab es in einem Außenbezirk eine Pulverfabrik. Die Arbeiter dieser Fabrik waren leicht zu erkennen. Ihre Haut war gelb, eine Folge des Umgangs mit der explosiven Pikrinsäure. Als der Angriff begann, dachten alle Leute, dass die letzte Stunde der Pulverfabrik geschlagen hätte, aber das Ziel waren die *Michelin-Werke*. Anscheinend lag eine Großbestellung an Reifen zum Abtransport bereit. Es gab Verluste. Am nächsten Tag griffen sogar noch mehr Bomber an. Sie flogen sehr hoch und zielten auf den Flughafen von *Aulnay*. In dem nahegelegenen Dorf gab es weitere Tote.

Man sagt, dass Mädchen nichts für Männer auf der Flucht sind. Und soweit es mich angeht, trifft es vollständig zu. Einmal ging ich mit einer jungen Frau aus, die ich wenige Tage später in der Gesellschaft eines Gestapo-Beamten wiedersah. Dann, es muss im April 1944 gewesen sein, freundete ich mich mit einem Mädels an, das in der gleichen Fabrik wie ich arbeitete. Wir beschlossen, eine gemeinsame Nacht in einem Hotel zu verbringen, und ich organisierte für uns ein Zimmer in einem Bar-Hotel in der Nähe des Bahnhofs, das man mir empfohlen hatte. Nicht lange nachdem wir uns in das Zimmer zurückgezogen hatten, hörten wir lautes Gezeter auf Französisch und auf Deutsch. Anscheinend gab es einen Streit zwischen einigen deutschen Soldaten und einigen Franzosen. Die deutsche Militärpolizei traf ein, und mit noch mehr Geschrei wurden alle verhaftet, einschließlich des Hotelbesitzers. Glücklicherweise durchsuchten sie das Etablissement nicht, aber für eine Liebesnacht waren die zärtlichen Gefühle dahin, und wir waren erleichtert, als wir am nächsten Morgen unbehelligt abziehen konnten.

Niemals werde ich den 1. Mai 1944 vergessen. Weil dies ein arbeitsfreier Tag war ging ich mit meiner Freundin, derselben wie oben, in die Stadt. Wir beschlossen, in einer Bar auf dem *Place de Jaude* etwas zu trinken. Sie wollte nur schnell noch etwas erledigen, deswegen bat sie mich, dort auf sie zu warten. Ich bemerkte, dass sich jemand direkt hinter mich setzte. Kurz danach wurde die Tür aufgestoßen, und zwei Männer riefen: "*Contrôle d'identité*" [Personenkontrolle] und dann, auf Deutsch, "*Hans, ist die Tür hinten zu?*". Als der Mann hinten antwortete "*Ja!*" befahlen sie allen Männern, sich für die Kontrolle in einer Reihe aufzustellen. Wie dumm ich war, in die Hände der Gestapo zu fallen! Meine Gedanken rasten. Wenn ich mich vorne einreihen würde, würden sie noch zu eifrig sein. Wenn ich nach hinten ginge, würde mich das verdächtig machen. Folglich drängte ich mich in die Mitte. Als ich meine echt falschen Ausweispapiere als belgischer Fremdarbeiter vorlegte, waren sie überrascht. Ein Belgier, was wollte ich hier? Ich sagte, dass ich Dreher von Beruf wäre und dass mich der Krieg in diese Ecke Frankreichs verschlagen hätte, um hier zu arbeiten. Das ganze Gespräch fand natürlich auf Französisch statt. Einer der Polizisten fragte mich, ob ich *Monsignore Tourrain* kennen würde. Ich antwortete, dass dies nicht der Fall sei, und er sagte: "Was, Du bist aus *Tournai* und kennst Deinen Bischof nicht?" Ich legte meinen breitesten belgischen Akzent an und sagte: "Ich komme wirklich aus *Tournai* aber ich kann ja nicht jeden kennen." Diese Antwort schien ihn nicht wirklich zufriedenzustellen, denn er sagte zu seinem Kollegen: "*Der Kerl hat hier nichts verloren. Was tun wir mit ihm? Nehmen wir ihn mit oder lassen wir ihn laufen?*" Ich tat so, als ob ich kein Wort Deutsch verstehen würde. Der andere Polizist antwortete: "*Ach, wir haben schon so viele. Wir behalten den erstmal im Auge. Den können wir uns immer noch schnappen.*"

43

Ich zwang mich, mir in keiner Weise anmerken zu lassen, was ich verstanden hatte. Der Polizist zögerte, mir die Papiere zurückzugeben und wedelte mir einige Male damit vor den Augen herum. Ich bewegte mich nicht. Dann gab er mir endlich die Dokumente. Ich verließ die Bar durch den Hinterausgang und wurde dort nach Waffen durchsucht – ich trug keine. Dann war ich wieder frei und stand auf dem *Place de Jaude*. Ich beeilte mich zu meiner Unterkunft zurückzukommen. Keine Zeit mehr für Mädchen! Als ich in meinem Zimmer ankam, ließ ich mich auf das Bett fallen. Nach der Anspannung strömten Tränen der Erleichterung. Das war wirklich knapp gewesen!

Am nächsten Tag bat ich bei der Arbeit um ein Gespräch mit dem Chef, Herrn *Chartoire*. Ich sagte ihm, dass ich auf Grund einer Personenkontrolle ein Problem hätte und dass ich, wenn man nach mir fragen würde gerne die Möglichkeit bekäme über die Fabrikmauer zu verschwinden. Herr *Chartoire*, der nicht auf den Kopf gefallen war, gab dem Pförtner sofort die Anweisung, dass, falls ein Außenstehender nach einem Mitarbeiter fragen sollte, der Fremde zunächst in das Büro zu bitten und der betreffende Mitarbeiter an seinem Arbeitsplatz darüber zu informieren sei. Das verschaffte mir wenigstens etwas Luft.

In den folgenden Wochen blieb ich auf der Hut und reduzierte meinen Ausgang auf das Allernotwendigste. Trotzdem sah ich eines Tages wieder einen Gestapo-Mann auf der Straße. Ich trennte mich von meiner Freundin. Ich hegte ohnehin den Verdacht, dass sie auch andere Liebhaber hatte. Natürlich erzählte ich Raymond von dem Zwischenfall. Dann, nach ungefähr einer Woche, überstürzten sich die Ereignisse. In der Fabrik sollte ich mit einem der Zeichner sprechen. Er fragte mich, ob ich mich dem *Maquis* anschließen wolle. Aus seinem Verhalten schloss ich, dass

er der Verbindungsmann des Widerstandes in der Firma war. Ich sagte ihm, dass ich schon seit einiger Zeit mit dem Gedanken spielte. Dann bekam ich meine Instruktionen: Am nächsten Tag sollte ich zum Bahnhof gehen und mir eine Fahrkarte nach *Saint Flour* im *Departement Cantal* besorgen. Der Zug führe um 10.30 Uhr. Ich würde noch andere Leute aus der Fabrik treffen und weitere Handlungsanweisungen erhalten. DAS WAR'S!

Am Abend brachte ich meine paar Sachen zu Raymonds Haus und verabschiedete mich von ihm und seinen Eltern. Am Morgen sagte ich meiner Wirtin, dass ich jetzt auszöge, und los ging es zum Bahnhof - mit einer kleineren Reisetasche, die nur das Wichtigste enthielt. Ich kaufte mir eine Fahrkarte und traf tatsächlich andere Arbeiter von *Chartoire* auf dem Bahnsteig. Wir setzten uns zusammen in ein Abteil und warteten auf die Abfahrt des Zuges. Ich wurde immer nervöser: Da war dieser Zug mit mindestens 50 jungen Männer, alle in meinem Alter, die alle kleines Gepäck dabei und alle Fahrkarten nach *Saint Flour* hatten. Es muss für jeden Beobachter klar gewesen sein, was wir vorhatten. Dass wir nicht gemeldet wurden, zeigt den Einfluss, den die *Résistance* auf die Mitarbeiter der Bahn hatten. Ich bemerkte einen deutschen Soldaten, aber der schien ganz und gar nicht interessiert zu sein. Endlich fuhr die Bahn in Richtung Süden los. Es war die gleiche Strecke auf der ich vor neun Monaten zum ersten Mal nach *Clermont-Ferrand* gekommen war.

Plötzlich hieß man uns aussteigen - es kann in *Sainte Florine* gewesen sein, und wir warteten stundenlang auf einem Feld in der prallen Mittagssonne. Dann mussten wir zurück zum nächsten Bahnhof laufen, wo man uns in einen anderen Zug nach *Saint Flour* setzte. Auf der Fahrt hielt er an jeder kleinen Station. So wurde es sieben Uhr abends, bis der Zug sein Ziel erreichte. All die jungen Männer stiegen aus dem Zug aus und begannen entlang der Gleise in östlicher Richtung zu laufen. *Saint Flour* liegt auf einem Hügel, der Bahnhof aber im Tal, eher in der Nähe einer Bundesstraße.

Mir gefiel diese leicht angreifbare Kolonne junger Männer nicht, und so beeilte ich mich, dass ich an die Spitze kam. Meine Ängste waren berechtigt, denn eine deutsche Patrouille machte uns aus. Einige junge Männer wurden gefangen genommen und auf der Stelle erschossen. Wir anderen marschierten weiter bis es dunkel wurde und wir die Erlaubnis bekamen, uns im Wald schlafen zu legen. Mit dem ersten Tageslicht kamen mehrere Laster an. Sie brachten uns über *Ruynes-en-Margeride* und *Clavières* in das große Lager der *F.F.I. (Forces Françaises de l'Interieur – Französische Streitkräfte im Inneren)* auf dem *Mont Mouchet*. Ich hatte mich den kämpfenden französischen Truppen angeschlossen!

Siebttes Kapitel: Ausbildung zum bewaffneten Widerstand

Dort, an einem Schreibtisch, der im Freien neben dem großen Haus des Wächters über dieses riesige waldreiche Gebiet stand, fand die Registrierung statt. Ein Offizier schrieb die Namensliste der Neuankömmlinge und verteilte sie auf die verschiedenen Einheiten. Ich überlegte einen Moment, ob ich meine wahre Identität preisgeben könnte oder ob ich nicht besser als *René Dizier*, der Belgier, weitermachen sollte, zumal mich einige Leute bereits unter diesem Namen kannten. Unserer Gruppe von der *Chartoire*-Fabrik wurde der Befehl gegeben, sich einer Maschinen-Gewehr-

Stellung am südlichen Ende des großen Lagers, in der Nähe der Straße von *Saint Fluor* nach *Saugues*, anzuschließen. Der Wachdienst begann auf der Stelle. Ich war nun Soldat. Nach dem Mittags-Imbiss wurden die Waffen verteilt. Ich bekam ein amerikanisches Gewehr und die Munition dazu. Außerdem erhielt ich die Maquis-Uniform: kurze Hose, khaki-farbenes Hemd, eine Lederjacke und eine Armbinde mit dem Lothringer Kreuz [ein Kreuz mit zwei Balken, das von der *F.F.I.* als einheitliches Kennzeichen benutzt wurde].

Das Leben an der Maschinengewehrstellung folgte den Befehlen eines Unteroffiziers. Wir verbrachten unsere Zeit in dem oder zumindest in der Nähe des Erdlochs, wo wir schliefen oder Wache hielten. Wir lernten, wie man mit unserer Ausrüstung umgeht. Nach einigen Tagen erhielten wir Schießunterricht. Ich freute mich schießen zu lernen, aber der Krach eines Armee-Gewehres überraschte mich, und für den Rest des Tages hatte ich das Gefühl, alles nur durch eine sehr lange Röhre zu hören. Eines Tages kam ein amerikanischer Dozent in unseren Außenposten, um uns den Umgang mit einem Browning-Maschinengewehr zu erklären. Er sprach keinerlei Französisch, und ich war der Einzige in unserer Gruppe, der ein bisschen Englisch verstand (auch wenn es nur mein Schul-Englisch war!). Der Dozent war hocherfreut, und ich musste übersetzen. In Null-Komma-Nichts lernte ich das Gewehr auseinanderzunehmen und korrekt wieder zusammenzubauen. Das sollte später noch sehr nützlich werden. Unsere Gruppe lernte sich langsam kennen. Einer war Zirkusartist, genauer gesagt Akrobat. Er nahm mich in sein Trainingsprogramm auf. Ich lernte auf dem Rücken zu liegen und meine Arme starr zu machen, damit er auf ihnen seinen Handstand üben konnte. Das erinnerte mich an den Spruch meines Vaters, dass ich zu guter Letzt im Zirkus landen würde.

Ich hatte schon begonnen mich zu fragen, wie lange dieser Zustand dauern würde, als Anfang Juni das Gerücht umging, dass ein deutscher Angriff unmittelbar bevorstünde, und tatsächlich, am nächsten Tag, es war der 4. oder der 5. Juni 1944 [10./11. Juni 1944], war es soweit, dass deutsche Truppen das Lager am *Mont Mouchet* von allen Seiten angriffen. Waffen und Munition wurden verteilt. Ich bekam ein paar amerikanische Armeestiefel, die ich dringend brauchte. Mittags besorgte ich mir einige Eier, die ich mit Rotwein und Zucker mischte. Das sollte mir viel Kraft geben. Dann, am Nachmittag, kam das Schießen näher, und dann, plötzlich, erschien ein deutscher Panzer auf der Straße, die wir verteidigen sollten. Das Schießen begann, und der Turm des Panzers mit der großen Kanone drehte sich, bis er genau in unsere Richtung zielte. Ich weiß nicht, wo das Geschoss landete, wir bekamen auf jeden Fall Anweisung, uns zum Befehlsstand im Lager zurückzuziehen. Ich schnappte mir mein Gewehr und rannte unter leichtem Beschuss bis in den Wald. Ich hielt kurz inne und lief dann im Schutze der Bäume weiter, bis ich den Befehlsstand erreichte.

Männer des *Maquis* kamen auch aus einem Gebiet im Norden, und alle schienen bergab nach Osten zu verschwinden. Jemand bedeutete mir, dem Strom zu folgen. Auf dem Weg bergab sah ich, dass deutsche Truppen sich von den Hügeln vom Norden bis zum Süden näherten. Uns aber gelang es, die Talsohle als erste zu erreichen. Wir kamen durch und marschierten weiter bis in die Nacht. Ich war heilfroh die neuen Stiefel zu haben, obwohl sie dann ziemlich schnell kaputt gingen. Als wir anhielten, war es stockfinster, und ich hatte völlig die Orientierung verloren. Jemand zauberte eine Büchse Ölsardinen aus dem Gepäck, die wir teilten. Mit dem ersten

Morgenlicht marschierten wir weiter bis zu einem Punkt, wo wir von Lastwagen aufgenommen wurden. Ich war in einer Gruppe, die das winzige Dorf Maurines oberhalb von *Chaudes-Aigues* im *Cantal* erreichten. Erst da dämmerte es mir, was für ein Glück ich wieder mal gehabt hatte. Es hatte einige Verluste gegeben.

Wiedermal organisierte sich das Leben recht schnell. Die Gruppe, zu der ich gehörte, hatte ein Maschinengewehr von Browning und befand sich auf einem Bauernhof. Unsere Aufgabe war es, eine kleine Straße nach *Chaudes-Aigues* zu verteidigen. Sie verlief in ost-westlicher Richtung. Einer unserer Kämpfer kam aus *Marseille*, und ich höre ihn immer noch wie er sagt: "*Lass sie nur kommen, die Jerries [weiteres Schmähwort für die Deutschen]. Man wird es ihnen schon zeigen.*"

Gut, wir mussten nur zehn Tage warten, und dann kamen die Jerries. Die Schlacht begann mit Gewehrfeuer, aber die Nazis hatten diesmal Luftunterstützung. Das Browning-Maschinengewehr verfügte nur über ein kleines Stativ und man konnte es nicht so bewegen, dass es auf Dinge am Himmel zeigte. Aber ich sah jemanden, der ein Bren-Maschinengewehr schulterte und das Feuer aus dem Flugzeug erwiderte. Man konnte außerdem Gewehrschüsse hören. Das Flugzeug muss getroffen worden sein, aber es flog weitere Angriffe auf uns. Ich fand das Großmaul aus *Marseille*. Er saß unter einem Ochsenkarren, und alles, was ich hörte, war: "*Santa Maria, Madonna, ma Mère, pourquoi est-ce-qu'elle ma fait garçon?*" [Heilige Maria, Madonna, meine Mutter, warum hast Du mich als Jungen gemacht?] Unwillkürlich musste ich darüber lachen und hieß ihn die Klappe zu halten.

Dann, als es dämmerte, bekamen wir den Befehl zum Rückzug. Ich trug das Maschinengewehr, und jemand an meiner Seite hatte zwei Munitionskisten. Wir erreichten das steile Tal der *Truière* und stiegen ab. Manchmal war das Maschinengewehr unter mir, manchmal über mir. Aber wir schafften es trotz der Dunkelheit, und unser Trupp sammelte sich in einem Kraftwerk in der Nähe des großen Staudamms. Wir machten eine kurze Pause. Dann marschieren wir im Dunkeln weiter, unter dem Befehl eines Hauptmanns.

Wir stoppten erst beim ersten Morgenlicht in der Nähe einer größeren Ansiedlung. Der Hauptmann erklärte, dass wir nun fertig seien. Unsere Mission sei erfüllt, und alle die aufhören wollten zu kämpfen, könnten nach Hause gehen. Unsere Waffen sollten wir in einem Erdloch unter einem großen Baum deponieren. Alle, die weiter kämpfen wollten, könnten das tun, müssten aber für sich selber sorgen. Sie könnten sich an Waffen nehmen, was sie wollten. Ich sagte, dass ich nicht aufhören könne und wolle. Ein Offizier bot mir einen Smith & Wesson-Revolver an. Aber es gab keine Munition dazu, und ich lehnte ab, was ich später noch sehr bereuen sollte. Es gab noch drei weitere Männer, die weitermachen wollten und vorhatten, eine Gruppe des Maquis in der Region *Chaise-Dieu* im Department *Haute-Loire* zu finden. Ich kann mich gar nicht mehr daran erinnern, was an dem Tag passierte. Ich war schrecklich müde. Irgendwie bekam ich eine Karte von einem Post-Kalender, auf dem das Departement *Lozère* abgebildet war. Ich wusste, dass *La Chaise-Dieu* in nord-östlicher Richtung lag. Man sagte mir, dass wir uns in den Randbereichen eines Ortes namens *Saint-Chely-d'Apcher* befänden. Ich sah, dass eine wichtige Bundesstraße, die RN 9, und eine Eisenbahnlinie ziemlich nah waren und wir aufpassen mussten, damit man uns nicht ausmachte. Wir bewegten uns in östliche Richtung bis wir, nachdem wir die RN 9 und die Bahnlinie hinter uns gelassen hatten, an einem einsam gelegenen

Bauernhof Rast machten. Der Bauer und seine Frau gewährten uns Unterschlupf und gaben uns auch etwas zu essen. Wir waren müde und schliefen in der Scheune.

Als es am nächsten Morgen weitergehen sollte, erklärten zwei aus unserer kleinen Gruppe, die aus *Clermont-Ferrand* kamen, dass sie genug hätten und lieber nach Hause wollten. Das dritte Mitglied unseres Quartettes fragte mich, was ich vorhätte. Ich sagte, dass es für mich kein Zurück gebe und dass ich weitermachen würde. Der Pariser mit dem Decknamen Toto sagte, dass er mit mir kommen wolle. Ich warnte ihn, dass vor uns noch eine schwere Aufgabe liegen würde, aber er wollte unbedingt bei mir bleiben. Wir verabschiedeten uns von den anderen beiden und machten uns auf den Weg. Immerhin hatte ich noch eine Art Karte und meine Armbanduhr als Kompass.

Bei Sonnenaufgang durchquerten wir das Städtchen *Le Malzieu-Ville*, ohne jemanden zu treffen und fanden einen Weg, der nach Norden führte. Mittags kamen wir an die Grenze des Departments, leider auch meiner Karte. Wir sprachen an einem einsam gelegenen Gehöft vor. Die Bauersfrau bot uns etwas zu essen an, was wir nur zu gerne annahmen, und ich fragte nach der Karte im Post-Kalender, weil wir nun ja schon im Departement *Haute-Loire* waren. Der Bauer gab sie mir freundlicherweise. So war wieder alles in Ordnung, und wir zogen weiter. Ich bemerkte, dass wir nun ganz in der Nähe des *Mont-Mouchet* waren, wo wir vor zwei Wochen gekämpft hatten. Der Abend kam, also suchten wir nach einem Bauernhaus für eine Mahlzeit und ein Nachtquartier. Glücklicherweise konnte man darauf zählen, dass die Landbevölkerung die *Maquisards* unterstützte. Am nächsten Tag mussten wir wieder über eine wichtige Straße, aber wir folgten den kleineren Wegen. Die Landschaft wurde allmählich flacher und nasser. Wir versuchten so gut es ging in Deckung zu bleiben. Am nächsten Tag mussten wir wieder über eine wichtige Straße. Ich sah, dass wir uns der *Allier* näherten. Wir beschlossen, dem Fluss in dem Dörfchen *Chilhac* zu überqueren, weil wir Städte meiden wollten. Ich erkundigte mich, ob man irgendwo Deutsche gesehen hätte, besonders auch auf der Brücke von *Chilhac*. Falls dem so gewesen wäre, war ich durchaus bereit, durch den Fluss zu schwimmen.

Man erzählte uns, dass die Gegend sauber sei. Also näherten wir uns der Brücke am späten Abend, gingen ohne Probleme hinüber. Außerdem fanden wir in dem Dorf noch einen Bauern, der uns etwas zu essen gab und für die Nacht aufnahm.

Am nächsten Morgen waren wir wieder unterwegs. Es war schwierig, in dem steilen Abstieg des Tals der *Allier* die Richtung zu halten. Auf der Karte sah man, dass eine Hauptverkehrsstraße in der Nähe war und auch eine Bahnstrecke. Dann, als wir durch ein kleines Dorf gingen, waren wir für einen Augenblick auf der RN 102. Ein Bauer rief: "*He Jungens, da kommen die Boches!*", und wir sahen einen deutschen Konvoi von vier bis sechs Fahrzeugen in etwa fünf Kilometer Entfernung auf der Landstraße, der sich schnell näherte.

Wir rannten über die Straße und versteckten uns in einem etwas weiter entfernten Kornfeld. Wir sahen die deutschen Soldaten auf den Wagen in unsere Richtung blicken, aber zum Glück hielt der Konvoi nicht an. Wir versprachen einander nie wieder so leichtsinnig zu sein.

Nach einiger Zeit machten wir uns wieder auf den Weg. Einer kleineren Ortschaft wichen wir nördlich aus. Das war das erste Mal, dass ich *Paulhaguet* sah, das in meinem Leben noch eine sehr wichtige Rolle spielen sollte. Wir mussten durch sehr offenes Gelände, bis wir einen Wald erreichten, wo wir bergan gingen. Am späten Nachmittag erreichten wir einen kleinen Ort namens *Josat* und machten eine Pause am Dorfbrunnen. Sowohl ich als auch Toto hatten für den Tag genug. Es war Sonntag, der 24. Juni 1944, der Tag des Heiligen Sankt Johannes. Schon bald waren wir von der Dorfjugend umringt. Als sie erfuhren, dass wir nach anderen Widerstandskämpfern suchten, dauerte es nicht lange, bis einer auftauchte.

Es stellte sich heraus, dass er zu der kommunistischen Gruppe *FTP (Franc-Tireurs et Partisans)* gehörte, während wir den aus London geführten *FFI (Forces Françaises de l'Interieur)* angingen. Als er mitbekam, dass wir in *Chaudes-Aigues* gekämpft hatten und unsere Waffen zurücklassen mussten, wurde er sehr hellhörig. Als wir dann noch erzählten, dass wir wussten, wo das Waffenversteck war, wollte er unbedingt, dass wir uns seiner Gruppe anschlossen. Ich besprach das mit Toto. Ich kannte seine politische Richtung nicht, aber für mich war klar, dass ich nicht zur *FTP* überlaufen wollte. Ich musste uns aus der Situation herausbringen und erklärte, dass wir der *FFI* angehörten und unbedingt wieder zu einer *FFI-Gruppe* wollten. Aus der Diskussion der Dorfleute ging hervor, dass es eine weitere Gruppe in der Nähe gab, und dass das eine der *Forces Françaises* war. Wir baten sie, den Kontakt herzustellen. Wie warteten und warteten. Dann, als es schon dunkel wurde, tauchte einer von dieser Gruppe auf. Wir erklärten unsere Situation, und er beschloss, uns zu seinem vorgesetzten Offizier zu bringen.

48

Wir liefen auf kleinen Wegen durch den dunklen Wald, bis wir zu einem kleinen Gehöft gelangten, wo sich "der Boss" (le Patron) aufhielt. Diese Widerstandsgruppe bestand nur aus sieben Männern. Ich erzählte ihnen von den Niederlagen am *Mont Mouchet* und in der Nähe von *Chaudes-Aigues*, von dem langen Marsch nach *Josat* in der Hoffnung eine andere *FFI-Gruppe* zu finden, um den Kampf gegen die Deutschen fortzusetzen. Man gab uns zu essen und erlaubte uns, bei ihnen zu schlafen.

Am nächsten Morgen wurden Toto und ich gebeten, je ein Mitglied der Gruppe auf seinem Patrouillengang zu begleiten. Mir wurde bald klar, dass man uns getrennt hatte, um uns einzeln zu befragen. Man wollte sicher gehen, dass wir keine Spione waren. Mein Begleiter hieß "Tarzan" (das war der Deckname von Jean Boulagnon aus *Paulhaguet*). Wir kamen von unserem Rundgang zurück (wo ich eine Menge Fragen zu beantworten hatte) und genauso war es Toto ergangen. Die Gruppe hielt einen kurzen Kriegsrat, und wir wurden aufgenommen. Man gab mir ein paar Wollsocken, die ich wirklich dringend brauchte.

Achtes Kapitel: Vom Maquis zum Militär

Auf diese Art und Weise wurden Toto und ich das achte und neunte Mitglied der Gruppe, die als *Maquis von Paulhaguet* bekannt werden sollte. Am gleichen Tag noch zogen wir zu einem anderen Bauernhof in der Nähe um und begannen unsere neuen Kameraden kennenzulernen. Ich behielt natürlich meine Identität als Belgier. Es dauerte nicht lange, bis jemand aus der Gruppe mich den Belgier nannte. Das

wurde mein Deckname. Die anderen aus der Gruppe waren der Hauptmann, der entweder als "mon Capitaine" oder "le Patron" angesprochen wurde; dann kam der "Veto", ein junger Tierarzt, der ein Cousin des Hauptmanns war und selber Offizier; "Caduc", unser Fahrer, war KFZ-Mechaniker in der Werkstatt in *Paulhaguet* und gleichzeitig der örtliche Totengräber, ein anderer kam aus der Bretagne und dann gab es noch Vlastic aus der Tschechoslowakei. Er war von den Deutschen eingezogen worden und hatte es in der Wehrmacht im Kampf gegen Russland zum Unteroffizier gebracht. Er war zur Erholung nach Frankreich geschickt worden, wo er desertierte und sich dem französischen Widerstand angeschlossen hatte, weil er weder die Deutschen noch die Russen leiden konnte. Es gibt zwei Dinge, an die ich mich in Bezug auf Vlastic erinnere. Das eine ist, dass er gegen Ende des Krieges zwei Auszeichnungen auf seiner Uniform Seite an Seite tragen konnte: das deutsche *Eiserne Kreuz* und das französische *Croix de Guerre*. Das andere ist eine Debatte über die Taktik während eines Gefechtes, worin er reichlich Erfahrung hatte. Er erklärte mir, wie man ein Geschütz in eine beliebige Richtung ausrichtet und erst in letzter Sekunde dahin schwenkt, wo man wirklich treffen will. Auf diese Art und Weise erhielt man ein Überraschungsmoment mit großer Wirksamkeit. Ich werde auf dieses Gespräch noch später zurückkommen, denn es sollte mir und der ganzen Gruppe noch viel Ärger vom Leib halten.

Wir wollten natürlich die Waffen, die wir 45 km entfernt bei *Saint-Chély-d'Apcher* vergraben hatten, wiederhaben. Deswegen fuhren Toto und ich einige Tage später mit Caduc, dem Fahrer, und seinem Citroen-Vorderradantrieb, der mit Holzkohlegas lief, nach *Saint-Chély-d'Apcher*. Wir waren bewaffnet, weil das eine riskante Sache war. Die richtige Stelle zu finden, war kein Problem, nur dass uns jemand anderes schon zuvor gekommen war. Da war nur noch ein leeres Loch unter jenem Baum und in der ausgeworfenen Erde fand ich sechs 9 mm Patronen, die für den Smith & Wesson-Revolver, den ich abgelehnt hatte, gerade richtig gewesen wären. So ein Pech! Ohne Erfolg fuhren wir zurück in Richtung *Paulhaguet*. Caduc war ein sehr guter Mechaniker und ein sehr guter Fahrer. Von Zeit zu Zeit hielt er an, gab dem Gasgenerator einen heftigen Tritt, stieg ein und fuhr weiter. Diese Aktion war nötig, damit die Holzkohle nachrutschte. Sie machte aber großen Eindruck auf mich.

An unserem neuen Stützpunkt blieben wir nur ein paar Tage, dann wechselten wir wieder. Die Gruppe wurde größer, weil wir einige junge Männer aus den umliegenden Ortschaften aufnahmen. Ich hatte einen dummen Unfall, bei dem eines der Gläser meiner Brille zerbrach. Glücklicherweise wusste ich die Stärke auswendig. Deswegen konnte die Brille, auf welchen Wegen auch immer, zu einem Optiker in *Le Puy* gebracht werden und nach einer Woche repariert zurückkommen. Auch ohne Brille beteiligte ich mich an Aktionen wie einem Angriff auf jemanden in *Paulhaguet*, der mit der Miliz zusammenarbeitete.

Dann kam die Nacht, in der wir zum ersten Mal mit Sprengstoff hantierten. Ich bin sicher, dass keiner von uns damit Erfahrung hatte, der Patron ausgenommen. Wir gruben ein Loch unter den Schienen der Bahnlinie von *Nîmes* nach *Clermont-Ferrand*, gaben den Plastik-Sprengstoff, den Spezialzünder und das Ende der Zündschnur, die uns einen sicheren Abstand erlaubte, hinein. Der Hauptmann zündete die Lunte an, und wir rannten in die Deckung in einiger Entfernung.

Dann kam ein großer Knall. Als ich die Explosion roch, trudelte eine Bahnschwelle zu Boden, als ob sie vom Himmel gefallen wäre. Dann große Stille. Wir zogen uns in

unsere Stellung zurück. Am frühen Morgen kam die große Enttäuschung. Von unserem Wachtposten aus sahen wir, wie ein Zug ganz langsam in *Paulhauget* einfuhr. Aber wohlan, wir würden uns verbessern und lernten schnell dazu.

Unsere Maquis-Gruppe bekam wirklich den Auftrag, die eingleisige Bahnstrecke *Nîmes – Clermont-Ferrand – Paris* zu sabotieren. Das sollte den Deutschen die Truppenbewegungen vom Süden in den Norden Frankreichs erschweren, wo sie Nachschub im Kampf gegen die Alliierten brauchten, die in der Normandie gelandet waren. Der Anschlag sollte effektiv sein, aber in drei Tagen zu reparieren, denn eine Landung der Alliierten im Süden Frankreichs war schon auf dem Plan. Folglich sollte die *FFI* keine Brücken oder andere wichtigen Punkte mehr angreifen.

Der Schauplatz für unseren Angriff lag am Ufer des Flusses *La Senouire* auf halber Strecke zwischen *Paulhauget* und *Domeyrat*, und nachdem wir es viermal versucht hatten, wurden wir mehr und mehr erfolgreich. Schließlich kam über Sympathisanten bei der Bahn die Nachricht, dass die Sabotage erfolgreich gewesen war, und dass es nun einige Zeit dauern würde, bis man die Strecke repariert habe. Mit andern Worten, man kannte offensichtlich unseren Befehl und bat freundlich darum, ein anderes Ziel zu suchen. Was wir dann auch taten.

Zu dieser Zeit war unser Quartier eine einsam gelegene Kirche und Pilgerstätte "*La Trinité*". Das war ein wunderschöner Ort zwischen drei Bergen und drei Flüssen. Wir quartierten uns in dem Wohngebäude daneben ein. Ein Posten stand auf einem der Hügel darüber. Nach kurzer Zeit beförderte mich unser Hauptmann zum Unteroffizier ["corporal"], und dann, als unser Trupp auf über 20 Männer angewachsen war, zum Feldwebel ["sergeant"]. Als unsere Gruppe 30 Männer stark wurde, zogen wir in einen Bauernhof auf einem der drei Hügel um. Sie stand nun unter dem Kommando des Oberfeldwebels ["chief-sergeant"] Charbonnier (Deckname Blindé [Panzer], weil er in einer bewaffneten Einheit gekämpft hatte). Wir hatten unsere gemeinsame Fahne, die blau-weiß-rote Trikolore. Aber in einem Eckchen gab es auch die belgische Trikolore. Am 14. Juli feierten wir den Sturm auf die Bastille und am 21. Juli den belgischen Nationalfeiertag.

Eines Nachmittags hatten wir Alarm. Ein deutscher Konvoi sollte durch das Tal der *Allier* fahren. Wir stellten uns auf, um ihm aufzulauern, aber er nahm einen anderen Weg.

Unsere Radio-Verbindung war ein kleiner Kurzwellenempfänger, mit dem wir die Nachrichten aus London und verschlüsselte Mitteilungen empfangen. Eines Abends hörten wir: "*Die Spinne wird heute Nacht dreimal kommen.*" Das war für uns, es ging um einen Abwurf mit Fallschirmen, den wir aufsammeln sollten. Nur der Hauptmann kannte den Ort, wo wir uns mit einem Spezialkommando treffen sollten. Es war ein aufgegebenes Feld in den Bergen unweit von *La Chaise-Dieu*. Die Signalfeuer wurden eingerichtet, keine richtigen Feuer, sondern Autoscheinwerfer, die mit Batterien betrieben wurden. Auf diese Art und Weise würde es keine Spuren unserer Aktion geben. Dann, in der Nacht, hörten wir ein Flugzeug. Die Scheinwerfer wurden angestellt und binnen kurzem sahen wir es. Der Flieger machte eine Kehre über den Scheinwerfern, kurze Zeit später sahen wir die Fallschirme und die Kisten. Wir zählten, wie viele es waren, und merkten uns die ungefähre Richtung, in der sie landeten.

Es gab drei Anflüge. Jedes Flugzeug setzte die mit Fallschirmen versehenen Kisten ab und flog dann wieder nach England zurück. Die Signallampen wurden ausgeschaltet. Für uns am Boden begann eine schwere Arbeit. Wir mussten jede einzelne Kiste finden, uns aufladen und zum LKW tragen. Einige Behälter waren aufgegangen und hatten ihren Inhalt auf dem Boden verstreut. Den mussten wir nun vollständig wieder zusammenklauben. Beim Sonnenaufgang war alles erledigt und wurde nochmal genau geprüft. Keine einzige Patrone wurde zurückgelassen. Im Nu waren wir zurück in der *Trinité* und genossen ein gutes Frühstück angesichts unserer Kisten, die randvoll mit Gewehren und Munition waren.

Nicht alle Waffen waren für uns bestimmt. Ein Teil ging an die kommunistischen *FTP*, die ihre Waffen nicht direkt aus London bekamen. Wie auch immer, die neue Ausstattung mit Waffen, erlaubte uns, neue Freiwillige aufzunehmen, so dass unsere Gruppe schnell auf über dreißig Mitglieder wuchs. Die Fallschirmseide wurde von den Damen in *Paulhauguet* schnell verwertet. Sie machten daraus Hemden, Blusen, Schals und dergleichen.

Das Radio hielt uns über den Vormarsch der Alliierten in der Normandie auf dem Laufenden, und wir sprengten die Bahnlinie wieder und wieder in die Luft, damit die Deutschen aus dem Süden keine frischen Truppen bekamen. Dann, ich meine es war am 12. August 1944, landeten die Alliierten auch im Süden, und bald zogen sich die deutschen Besatzungstruppen zurück. Unsere Aufgabe war es nun, diesen Rückzug zu stoppen und die Soldaten gefangen zu nehmen.

Am 25. August gab es einen Großalarm. Die Deutschen zogen sich aus *Le Puy*, der Hauptstadt des Departements *Haute-Loire*, in dem wir uns befanden, zurück. Der große Konvoi fuhr auf der Bundesstraße RN 102 in westlicher Richtung und dann auf der Kreisstraße CD 1 nach Norden. Das war Maquis-Gebiet!

Früh am Morgen machten wir uns fertig, kletterten auf LKWs, die aus allen Richtungen zu uns kamen und fuhren dann in Richtung *La Chaise-Dieu*. Wir bezogen unsere Stellung, um den Konvoi anzugreifen. Erst später erfuhr ich, dass das an der CD 1 in der Nähe der Ortschaft *Chomelix* war. Der Schwerpunkt des Angriffes sollte auf der westlichen Seite am Rande eines Kiefernwaldes liegen. Ich wurde aber mit meiner Gruppe auf die östliche Seite geschickt, um den anderen Deckung zu geben. Wir waren mit Bren-Maschinengewehren und Sten-Maschinenpistolen ausgerüstet. Es dauerte nicht lange, bis wir den Konvoi sahen. Er bewegte sich nicht schnell, aber mit gleichbleibender Geschwindigkeit. Ich erwartete, dass unsere Leute das Feuer eröffnen würden, wenn sie sich auf 200, 250 Meter angenähert hätten. Aber nein, einer konnte nicht warten und gab einen Schuss bei etwa 300 Metern ab. Die Deutschen Soldaten reagierten prompt. Das Schießen begann, und sie versuchten, die Stellung zu stürmen. Soweit es meine kleine Gruppe von fünf, sechs Leuten plus meiner Wenigkeit betraf, hatten wir uns in der Nähe einer Steinmauer Deckung verschafft. Aber man konnte die Straße von da aus nur auf etwa einhundert Meter Richtung Osten einsehen. Ich hatte meinen Leuten verboten zu schießen, und sie hatten den Befehl befolgt.

Dann, als wir die Deutschen gegen die Stellung stürmen sahen, rief ich "*Feuer frei!*" Der deutsche Angriff lief sich tot. Dann hörte ich Geschützfeuer und eine Granate irgendwo südlich von uns explodieren. Ich erinnerte mich an das Gespräch mit Vladic über das Ausrichten von Geschützen und befahl meinen Leuten sofort aufzuhören zu

schießen und sich zurückziehen. Ich musste recht nachdrücklich werden, aber sie gehorchten. Dann, als wir noch keine 50 Meter von der Mauer entfernt waren, traf ein Geschoss genau dahin, wo eben noch unser Maschinengewehr gestanden hatte. Keiner von uns wurde verwundet, und ich hatte kein Problem mehr, unseren Rückzug zu befehlen. Wir trafen bald die Haupttruppe, die sich ebenfalls ohne Verluste hatte zurückziehen können.

Wir legten bald einen neuen Hinterhalt, auf einem Hügel, von dem man die große Straße überwachen konnte. Der deutsche Konvoi kam in Sicht, und schon brach das Gefecht los. Ich hatte nur eine Sten-Maschinenpistole, die mir in der Situation nichts nutzte. Dann sah ich einen aus meiner Gruppe, der ein schlechter Schütze war. Die Schüsse gingen immer in den Boden vor seinen Füßen. Also befahl ich ihm meine Maschinenpistole gegen sein Gewehr zu tauschen. Ich entdeckte den deutschen Mörser, und nach dem ersten Auswurf an Granaten feuerte ich auf das Geschütz. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich es auch getroffen habe, jedenfalls schoss er danach nicht mehr. Dann rückten die Deutschen auf unsere Stellung vor, und wir zogen uns, durch einen Graben gedeckt, zurück. Die Kugeln pfften über uns hinweg. Ich war bei den Letzten, denn wir wollten niemanden zurücklassen. Dann musste ich durch einen kleinen Fluss, den *Arzon*, waten. Das Wasser wurde tiefer und tiefer und erreichte bald meine Shorts. Die Kugeln ließen kleine Fontänen aus dem Wasser schießen. Aber ich hatte keine Wahl, ich musste da durch. Das Wasser wurde wieder flacher, und als ich das Gras auf der anderen Seite erreichte, hörte das Schießen auf. Ich lief über die Wiese. Aus den Stiefeln quoll quietschend das Wasser, aber ich erreichte die anderen wieder. Es muss so gegen sieben Uhr am Morgen gewesen sein, als wir unsere Lastwagen erreichten und zurück zur *Trinité* fuhren. Am nächsten Morgen erfuhren wir, dass die Deutschen sich am Abend einige Kilometer weiter einer anderen Widerstandsgruppe in der Nähe von *Craponne-sur-Arzon* ergeben hatten.

Wie ich es genossen hätte, bei ihrer Kapitulation dabei gewesen zu sein! Erst nach zwanzig Monaten erfuhr ich, dass mein Name in einem Bericht über die Aktion lobend erwähnt worden war und dass ich deswegen das "*Croix de Guerre*" verliehen bekommen hatte.

Am Nachmittag des folgenden Tages, am 27. August 1944, zog unsere Gruppe, der *Maquis von Paulhaguet*, unter dem Jubel der Bevölkerung in einer Siegesparade durch die kleine Stadt. Wir fühlten uns stolz und glücklich. Erfreulicherweise hatten wir keinerlei Verluste zu vermelden. Dann kam eine kleine Phase der Veränderungen. Wir verließen die *Trinité* und siedelten in eine ehemalige Ziegelei bei *Paulhaguet* über. Der Hauptmann bat mich, die Kontrolle der staatlichen Polizei zu übernehmen. Die Gendarmen hatten die kleineren Posten inzwischen aufgegeben und sich in die größeren Ortschaften zurückgezogen. Die Gendarmerie war immerhin ein Pfeiler der Vichy-Regierung und nicht gerade ein Freund des bewaffneten Widerstands.

Einige der Bürger von *Paulhaguet* fingen an zu streiten, und alte Fehden brachen auf. Recht und Ordnung mussten aufrechterhalten werden. Ich fand es sehr komisch, dass ich nach allem, was ich durchgemacht hatte, und trotz meiner keineswegs sicheren Identität, plötzlich die Polizeigewalt sein sollte. Die Arbeit war recht einfach: Wenn ich erfuhr, dass es Ärger gegeben hatte, bestellte ich die Parteien ein. Soldaten aus meiner Einheit überbrachten die Nachricht. Ich empfing sie in dem Amtszimmer des Polizeichefs, die Maschinenpistole nicht weit von mir drapiert und

ein dicker Knüppel sichtbar auf dem Schreibtisch. Letzterer war eigentlich ein alter Ochsenziemer. Ich sagte den Kontrahenten, dass dies nicht der Moment wäre, Streitigkeiten auszutragen und dass sie ein wenig länger zu warten hätten, bis es wieder eine funktionierende Justiz geben würde. Ich warnte sie, dass mir noch andere Mittel zur Verfügung stünden, wenn sie dieser Anweisung nicht Folge leisten würden und zeigte auf den Prügel auf meinem Schreibtisch. Ich meine, dass ich ungefähr vier Kunden hatte und keine weiteren Probleme. Nach zwei Wochen kam die Polizei zurück nach *Paulhaguet*. Ihr Leiter wollte mich sprechen. Ich erstattete in meinem früherem Büro, jetzt seinem Amtssitz, Bericht. Er dankte mir von ganzem Herzen für meine Arbeit.

Tatsächlich verbrachte ich eine wunderbare Zeit in *Paulhaguet*. Jeder und jede kannte uns als die Widerständler, die die Gegend von den Deutschen befreit hatten und so langsam lernte ich die Leute kennen, insbesondere die Dorfjugend, die des Nachmittags im Fluss baden ging. Ab und an wurden militärische Übungen durchgeführt, um unsere militärischen Erfahrungen aufzubessern. Gemeinsam mit den anderen Einheiten des *Maquis* nahmen wir an der großen Parade in *Le Puy* teil.

Dann kam der Moment, als sich die große Frage erhob, was denn nun aus uns werden sollte. Einige meinten, sie hätten genug geleistet. Die Region wäre befreit, und sie könnten nun nach Hause gehen. Andere, darunter auch ich, wollten weiter gegen die Deutschen kämpfen. Außerdem, was mich betrifft, gab es nicht viel, wohin ich hätte zurückkehren können. Folglich kam der Tag im September 1944, als ich mit dem Ex-Untergrund der Auvergne in einen Zug stieg, der aus den mir nur zu bekannten Waggons (*Personen 40, Pferde längs 8*) bestand. Wir waren unterwegs, um uns der französischen Armee unter *General Delatre de Tassigny* zum Fronteinsatz zur Verfügung zu stellen.

Der Wandel zu einer richtigen militärischen Einheit ging langsam vor sich. Der Zug brachte uns über *Clermont-Ferrand* in die Nähe der Stadt *Vichy*. Das Ziel hieß *Vaunas* und war ein Bauerndorf. Ich erinnere mich noch an unsere Überraschung, dass dort Truthähne in den Bäumen nisteten. In *Vaunas* blieben wir nur eine Woche. Der Dorfbäcker hatte kein Mehl, um Brot zu backen, aber er bereitete Truthahn auf das Allerköstlichste zu. Kurz bevor wir weiterfuhren, sagte uns ein Bauer, dass er seine Truthähne nie gezählt habe, dass es aber auf jeden Fall viel mehr gewesen wären, bevor wir ankamen. Wir aber dachten, dass es dann eben weniger Geflügel für die Vichy-Beamten zu Weihnachten geben würde.

Der nächste Schritt führte uns über *Dijon* in ein Dorf mit dem Namen *Perrigny-sur-Ognon*. Allmählich wurden wir besser organisiert und bildeten eine stärker miteinander verbundene Einheit heraus. Die ursprünglichen Maquis-Gruppen waren wegen der vielen Männer, die nach Hause zurück wollten, beträchtlich geschrumpft. Sie wurden durch die übrig gebliebenen Maquis-Männer aus einem viel größeren Gebiet, praktisch aus der ganzen *Auvergne*, ersetzt. Wir erhielten eine militärische Ausbildung und wurden neu eingekleidet, denn wir trugen immer noch unsere Maquis-Uniform, die in den vergangenen Sommermonaten gute Dienste geleistet hatte. Nach einer Woche oder so ging es wieder weiter. Der Zielort hieß diesmal *Baumes-les-Dames*. An einem Regentag im Oktober 1944 kamen wir dort an. Man ließ uns antreten, und wir wurden einem Oberst vorgestellt, der uns sagte, dass wir das 152. Infanterie-Regiment unter seinem Kommando bilden würden.

Ich hatte keinen Schimmer, dass ich soeben im Begriff war, Mitglied eines der Elite-Regimenter Frankreichs zu werden und dass ich *Oberst [Marcel] Colliou* persönlich ganz gut kennenlernen sollte. Bis zum Ende der kriegerischen Auseinandersetzungen unterschrieb ich weiter mit *René Dizier*. Die Tatsache, dass ich Belgier war, spielte keine Rolle. Ich erhielt mein Regimentsabzeichen *Le Diable Rouge* [das einen roten Teufel abbildete] und die roten Schulterschnüre, das Zeichen, dass das Regiment als Ehrenlegion ausgezeichnet worden war. Das Regiment 152 war tatsächlich das erste, das schon 1916 diese höchste aller Auszeichnungen erlangt hatte.

Wir wurden die 6. Kompanie des 2. Bataillons des 152. Infanterie-Regiments. Zunächst sollten wir eine Art Reserve bilden und wurden nach *Charquemont*, südlich von *Maîche*, in die Nähe der Schweizer Grenze verlegt. Dort feierte ich mit meiner Gruppe meinen 25. Geburtstag. Wir feierten so gründlich, dass wir in dem Heuschober, in dem wir einquartiert waren, den Lichtschalter nicht fanden. Einer der Jungen kletterte kurzerhand an den Dachsparren entlang und entfernte die Birne. Von oben ließ er sich damit ins Heu fallen. Wir schliefen ganz prächtig. Nur - am nächsten Morgen dauerte es eine ganze Weile, bis wir einen Mutigen fanden, der sich traute die Dachsparrentour zu wiederholen, um die Birne wieder einzusetzen!

In *Charquemont* blieben wir nur drei oder vier Tage, dann ging es auf Lastwagen Richtung Norden. Als es dämmerte wurde uns gesagt, dass wir in der Nähe eines Dorfes namens *Villars-sous-Écot* Stellung beziehen würden. Mit dem allerletzten Tageslicht marschierten wir durch den Wald, bis ein Leutnant ["lieutenant"] uns befahl, das Maschinengewehr am Rande eines Waldes zu postieren und einen Wachdienst einzurichten, weil die Deutschen in der Nähe sein würden. So, jetzt war ich also Soldat im Fronteinsatz.

Am nächsten Morgen gruben wir uns ein und befestigten unsere Stellung. Es regnete stark, und wir strengten uns sehr an, um die Gräben trocken zu halten. Dann erschien Leutnant ["sub-lieutenant"] Brerard mit einem Mädchen namens Evelyne und sagte, dass sie in meine Gruppe aufgenommen werden solle. Es mag seltsam klingen, aber ich war gar nicht froh, ein Mädchen in meiner Gruppe zu haben. Da saßen wir mit einem Maschinengewehr in einer Stellung unmittelbar an der Front, und es erschien ein Mädchen in einer Gruppe von zwanzig erfahrenen Soldaten. Meine Vorbehalte erwiesen sich als unbegründet. Evelyne Nirouet war eine achtzehn Jahre alte Schülerin aus Paris, und sie war wohlerzogen. Anscheinend hatte sie Hauptmann ["captain"] Fresse in Dijon getroffen (wir hatten zu der Zeit zwei kommandierende Hauptleute bei der 6. Kompanie), weil sie Soldatin an der Front werden wollte, und sie war ihm einfach gefolgt, bis sie wirklich ganz vorne war. Die Männer aus meiner Gruppe verhielten sich vorbildlich. Es wurde nicht geflirtet, und auch die ziemlich rohe Sprache verbesserte sich beträchtlich. Sie wurde eine von uns - mit kleinen Unterschieden. Sie bekam ihren Einzel-Graben und musste nur am Tage Wache halten. Tatsächlich gab sie unserem Leben einen menschlicheren Anstrich. Kein Wunder, dass sie in der Kompanie von einigen als eine Art Jeanne d'Arc betrachtet wurde. Ich fand heraus, dass sie ziemlich gut Deutsch verstand, was mich leicht beunruhigte.

Wie es nun bei uns war, so muss es wohl in den Schützengräben im Ersten Weltkrieg gewesen sein: Man spähte aus, und man wartete. Die Deutschen gingen vorwiegend nachts auf Erkundungen aus. Sie konnten Eulenschreie wirklich sehr gut

nachmachen, um sich zu verständigen. Aber unsere Männer kamen vom Lande und wussten, was eine Eule war und was nicht. Nichts passierte, nur wachen und warten. Das blieb etwa zehn Tage so. Evelyne verließ meine Gruppe, um eine andere Aufgabe in der Kompanie wahrzunehmen.

Dann, eines Morgens, hörten wir viele Schüsse und die Kompanie erhielt den Befehl sich vorwärts zu bewegen, um das 3. Bataillon, das einen Angriff führte, zu unterstützen. Ich sah sie einen Hügel hinauf stürmen, und wir folgten ihnen, nahmen uns aber gleichzeitig vor Minen in Acht. Ich erinnere mich noch an eine Spur im Gras. Einer unserer Jungens muss sich zufällig auf eine Anti-Personen-Mine geworfen und damit den Auslöser blockiert haben. Ob er je ahnte, wie haarscharf er damals dem Tod entgangen war?

Ich habe kaum eine Erinnerung an das, was nun folgte. Wir marschierten lange, bis wir, irgendwo in der Nähe von *Pont-de-Roide*, von Lastwagen aufgelesen wurden und in der Dämmerung bei einem Bauernhof Halt machten. Wir waren todmüde. Andere Soldaten waren früher eingetroffen, und der einzige Ort, wo ich meine Leute einquartieren konnte, war direkt unter dem Dach. Wir hörten die Granaten über uns heulen. Leutnant Brerard kam und wies uns aus Gründen der Sicherheit an, einen Ort weiter unter in dem Bauernhaus zu suchen. Wir waren zu müde, uns darum zu kümmern. Der nächste Morgen kam. Wir bekamen Kaffee und etwas zu essen, und dann ging es wieder auf die LKWs. Irgendjemand erzählte uns, dass in der Nacht ein Offizier aus dem Bauernhaus getreten sei. Gerade in dem Moment sei eine Granate explodiert. Er soll auf der Stelle tot gewesen sein.

Die Lastwagen hielten an. Wir sprangen hinunter, marschierten die Straße ein kleines Stück entlang und bekamen den Befehl, uns entlang der Straße zu verteilen. Falls die Deutschen aus dem gegenüberliegenden Wald ausbrechen würden, sollten wir den Versuch unterbinden. Ich schickte meine Leute in den Straßengraben und stellte fest, dass wir von Minen umgeben waren. Man hörte Schüsse, aber die Deutschen machten an dieser Stelle keinen Ausbruchversuch. Vor uns befand sich ein großes Transformatorenhäuschen. Dort gab es einen Schusswechsel. Dann war es wieder ruhig. Wir warteten. Bald bekamen wir den Befehl, die Stellung zu verlassen und die Straße entlang zu marschieren. Schnell erreichten wir den höchsten Punkt des Hügels, und es ging wieder bergab. Wir erreichten ein Dorf mit dem Namen *Überstraß*. Daran merkte ich, dass wir uns im Elsass befanden, einer Region, die die Deutschen als zum Deutschen Reich gehörig betrachteten.

Wir übernachteten irgendwo auf einem Bauernhof und wachten am nächsten Morgen bei strahlendem Sonnenschein auf. Das Wetter war in der Nacht umgeschlagen. Wir sammelten uns und bekamen den Befehl, uns auf einen Angriff in Richtung *Hindlingen* vorzubereiten. Von *Dannemarie* aus gesehen war das in nördlicher Richtung. Ich hatte Evelyne gesehen, als wir antraten, sie aber sofort wieder aus den Augen verloren. Meine Maschinengewehrschützen und ich gingen in Position, als ich den Befehl erhielt, weiter vorzurücken. Ich glaube, das war in westlicher Richtung. Wir gingen an einem sanften Hügel entlang. Dort lagen frisch gepflügte Felder. Plötzlich brach die Hölle los. Wir gerieten unter massiven Beschuss mit Kugeln und Granaten.

Das dritte Bataillon, das sich an unserer rechten Seite befand, bekam das meiste davon ab. Wir lagen flach auf dem Boden und beschossen unsererseits einen

Bunker, der am Waldrand ganz oben auf der Erhebung stand. Wir brachten den Bunker zum Schweigen und stürmten den Wald. Das Schießen hörte langsam auf.

Wir drangen etwa einhundert Meter in den Wald ein und sammelten uns, um festzustellen, ob es Verletzte oder Vermisste gab. Die Deutschen, die die Gegend um den Bunker herum verteidigt hatten, waren entweder geflohen oder tot. Hauptmann Ety gab uns den Befehl, weiter vorzurücken. Zu meiner Überraschung schwenkten wir nun nach rechts, also dem Waldrand entgegen. Nach einiger Zeit erlaubte man uns eine Pause. Es gab einen Pfad, der den Hang hinunter tiefer in den Wald führte. Ich sah, dass sich unten Leute bewegten. Weil ich dachte, es seien Deutsche meldete ich es Hauptman Ety. Aber unsere Ausrüstung war so schlecht, dass weder er noch irgendjemand sonst einen Feldstecher hatte. Hauptmann Ety sagte mir, dass ich mir keine Sorgen machen sollte. Die Leute, die ich gesehen hätte, wären zu unserer Unterstützung da ...

Deswegen zogen wir weiter, wie ich annahm, in süd/südwestlicher Richtung. Plötzlich brach wieder die Hölle los, mitten im Wald. Unser Maschinengewehr wurde in Stellung gebracht, und es wurde heftig geschossen. Auf meiner rechten Seite rief jemand etwas, ich konnte ihn aber nicht verstehen. Dann, nach einer Weile, hörte ich den Hauptfeldwebel ["company sergeant major"] Le Noir (dies war sein Deckname, sein richtiger Name war Blanc), wie er den Rückzug befahl. Das machte er so lehrbuchmäßig, als ob wir uns bei einer Übung befunden hätten. Ich blieb bei dem Maschinengewehr und deckte die übrige Einheit, bis ich den Befehl zum Rückzug bekam und die anderen mich deckten. Das machten wir drei oder vier Mal, bis wir den Waldrand erreichten und Ruhe einkehrte. Dann gingen wir in östlicher Richtung den Hang hinunter.

Das Schießen hatte aufgehört. Es gab auf dem Rückweg lediglich vereinzelt Beschuss durch Granaten, und als es dunkel wurde, erreichten wir die Ortschaft *Friesen*, nicht weit von dem Ort, an dem wir am Morgen losgefahren waren. Dort sammelten wir die Nachrichten, um ein Bild von der Lage zu bekommen: Hauptmann Ety war gefallen, Evelyne wurde vermisst, der dritte Zug und auch die beiden anderen hatten viele Gefallene zu beklagen. Ich war total erledigt und schlief auf der Stelle ein. Wie sich die Nachtwache regelte, weiß ich nicht.

Am nächsten Tag vervollständigte sich das Bild: Hauptmann Ety war tatsächlich tot und Hauptmann Freese verletzt. Die Deutschen hatten sich in der Nacht zurückgezogen. Es wurde eine Suchaktion nach den Vermissten angeordnet, aber es fand sich keine Spur von Evelyne. Anscheinend waren wir der regionalen Kommandostelle der Wehrmacht zu nahe gekommen. Während des letzten Teils der Schlacht war Evelyne mit unseren Hauptmännern unterwegs gewesen. Sie hatte sich aus der Deckung begeben und die Deutschen auf Deutsch aufgefordert, die Waffen niederzulegen. Die Antwort darauf war Maschinengewehrfeuer gewesen. Evelyne war schwer verwundet worden.

Was den Rest der Truppe anging, so hatten wir das gemeinsame Ziel, die Deutschen zu vertreiben, erreicht. Wir schlossen die Reihen und marschierten durch die sehr nassen Wälder an den vielen Seen der Region vorbei nach *Hirtzbach*, nicht weit von *Altkirch* entfernt. Dort ruhten wir uns erstmal aus, und die Kompanie wurde neu organisiert.

Wir bekamen einen neuen Truppenführer, einen Oberleutnant ["lieutenant"]. Unser Zug wurde von René Masseboeuf, ebenfalls Oberleutnant, übernommen. Auch innerhalb des Zuges gab es einige Veränderungen. Louis Bringe, mein verlässlicher Unteroffizier, blieb bei meiner Gruppe.

Nach fast einer Woche waren wir wieder unterwegs, ein langer Marsch nach *Habsheim*. Wir bezogen an der westlichen Seite des Flughafens Stellung, weil sich die ausgedehnten Wälder bis zum Rhein noch in deutscher Hand befanden. Wir hielten die Stellung für etwa eine Woche, dann zogen wir zu der westlichen Seite von *Mühlhausen* nach *Dornach* zu einem Industriegebiet, das *La Mer Rouge* [das rote Meer] genannt wurde. Es war ein Versorgungsstützpunkt der Wehrmacht gewesen. Damals war das die vorderste Front. Meine Gruppe hatte ein Haus am Rande von *Dornach* besetzt, die Bewohner aber nicht vertrieben. Eines Abends zeigte uns die Tochter des Hauses, die etwa unser Alter hatte, Fotos aus ihrer Zeit beim Reichsarbeitsdienst. Auf einer der Aufnahmen war sie mit ihrer besten Freundin, Marianne Peters aus *Uerdingen*. Marianne war das Mädchen, das mich aus dem Wasser gefischt hatte, als ich beim Eislaufen eingebrochen war. Sie war meine Lebensretterin, und ich kannte sie gut. Wie klein doch die Welt ist, dachte ich.

Es schien zur Routine zu werden, dass wir unseren Standort einmal pro Woche wechselten, am Samstag oder Sonntag. So siedelten wir nach einer Woche nach *Burnhaupt-le-Haut* um und sollten in Reserve bleiben. Wir hatten Glück, denn kaum hatten wir *Dornbach* verlassen, begannen die Deutschen einen Gegenangriff, und unsere Nachfolger wurden in schwere Kämpfe verwickelt. Wieder blieben wir eine Woche auf einem Bauernhof und bewegten uns dann nördlich, nach *Aspach*. Vollkommen unerwartet wurde ich zum Chef der Kompanie gerufen, und mir wurde mitgeteilt, dass ich ausgewählt worden war, einen militärischen Lehrgang zum Zugführer zu machen. Die Ausbildung sollte in *Valentigney* in der Nähe von *Montbéliard* stattfinden, und ruck-zuck war ich auf dem Weg.

Ich genoss diesen Kurs, der fast drei Wochen dauerte. Mit meinem Quartier hatte ich großes Glück. Ich teilte das Quartier mit einem anderen Soldaten niedrigen Ranges, einem Oberfeldwebel ["sergeant major"]. Unsere Gastfamilie betrieb die öffentliche Badeanstalt. Welch ungeheurer Luxus, mal wieder täglich warm duschen zu können! Der Unterricht war sehr interessant, und einige Dinge, die ich in der Schule gelernt hatte, wie zum Beispiel Karten lesen, wurden recht nützlich für mich. Gottseidank hatte sich mein Französisch enorm verbessert. Die Tatsache, dass ich derjenige mit dem niedrigsten Rang in der militärischen Hierarchie war, kümmerte keinen – genauso wie sich niemand daran stieß, dass ich ein Belgier war.

Ich arbeitete eifrig und hatte den Eindruck, dass ich gute Fortschritte machte. Aber als ich das abschließende Examen machte, bekam ich einen argen Dämpfer. Wir hatten viel über Taktik und ähnliches gesprochen, aber meine Frage kam direkt aus dem Katalog der Vorschriften ["le Reglement"]. Man bat mich zu beschreiben, wie ich die Bestattung meines Kompanieführers durchführen müsse, wenn dieser im Kampf gefallen sein sollte. Mit dieser Frage konnte ich nichts anfangen. Mein Kopf fühlte sich völlig leer an. Nun, c'est la vie! Aber ich musste so manches Mal heimlich schmunzeln, wenn ich das Kommando über einen Zug bekam, obwohl ich doch nur ein kleiner Feldwebel ["sergeant"] geblieben war.

Als der Lehrgang zu Ende war und ich zu meiner Kompanie zurückkehrte, war sie nach Kämpfen in den Kali-Abbaugeländen gerade in *Kolmar* angekommen, der Heimatstadt meines Regiments, dem 152ten. Weil die Deutschen die Kaserne vermint hatten, wurden wir privat untergebracht. Das war ein ganz anderer Aspekt des militärischen Lebens, so ganz anders als der Kampf mit den Partisanen. General de Lattre besuchte *Kolmar*, und wir hielten eine große Parade ab. Ich war ausgewählt worden, die Regimentsflagge zu begleiten, deswegen marschierte ich vorneweg, direkt hinter der Fahne. Ich muss zugeben, dass einige der Nazi-Lieder, die ich in der Schule gelernt hatte, mir in den Sinn kamen: "Unsere Fahne flattert uns voran ...". Aber diesmal war es ganz anderes! Und ich genoss es.

Eines Abends verlief ich mich auf dem Heimweg und landete auf einem unbekanntem Grundstück, ich meine, es muss in Richtung des Flughafens gewesen sein. Plötzlich begannen die Deutschen die Gegend zu beschießen. Ich musste mich hinter eine kleine Mauer werfen, als ein Geschoss das Gebäude direkt vor mir traf. Aber ich war unverletzt und fand meinen Rückweg trotzdem. Wir öffneten dann noch die Mannschaftsmesse der deutschen Kaserne. Dort gab es einen großen Vorrat an elsässischem Wein. Ich wusste, dass er mehr Alkohol enthielt, als man beim Trinken gemeinhin dachte. Als ich nach draußen in die frische Luft trat, fühlte ich ein dringendes Bedürfnis, mich sofort in mein Bett zu legen. Deswegen rannte ich zurück zu meiner Unterkunft. Das Zimmer drehte sich, und ich sprang geschickt in mein Bett, als es an der Tür vorbeikam. Einer meiner Kameraden hatte nicht mit mir zusammen zurücklaufen wollen. Im Vollrausch verlor er so gründlich die Orientierung, dass er bis zum nächsten Morgen nicht ankam.

In *Kolmar* blieben wir etwa zehn Tage, dann ging es weiter. Es muss so Ende Mai [April] gewesen sein, und es wurde Frühling. Die Laster, die unsere Kompanie beförderten, fuhren nach Norden in Richtung *Straßburg*. Ich weiß nicht mehr, wo wir nach rechts abbogen und in einem der Dörfer Stellung bezogen. Ein Wäldchen in einem sumpfigen Gelände trennte uns vom Rhein. Wir blieben in dem Ort, und eine andere Gruppe baute einen befestigten Unterstand genau am Deich, um die Gegend zu verteidigen. Am nächsten Tag sollte mein Zug sie ablösen. Der Wechsel muss gegen acht Uhr morgens stattgefunden haben. Es war ein heller, klarer Morgen, und die Frösche im Sumpf machten einen enormen Lärm. Die Deutschen müssen unsere Position ausgemacht haben, denn plötzlich deckten sie uns mit 88 mm-Munition ein. Wir warfen uns in unsere Gräben, als eine Granate direkt hinter mir explodierte. Ein Stück Stahl traf meinen Helm. Dann dachte ich einen Augenblick lang, dass ich getroffen worden sei. Etwas brannte auf meiner Brust. Als ich nach unten sah, entdeckte ich einen Granatsplitter, der sich am Ende seines Fluges in meinem Wollpullover gefangen hatte. Er war so heiß, dass er ein Loch in die Wolle brannte. Ich seufzte erleichtert auf, ich war noch nicht dran. Dann wurde es wieder ruhig. Das Telefon klingelte. Es war *Phare jaune*, der Oberst persönlich, und er fragte, ob ich ein Motorengeräusch oder das Rasseln von Panzerketten hören würde. Ich sagte, dass die Frösche einen derartigen Lärm machen würden, dass man unmöglich sagen könne, ob das nun Frösche oder Panzer seien. "Sie Vollidiot", brüllte er, "können nicht mal zwischen einem Frosch und einem Panzer unterscheiden!!! " und knallte den Hörer auf die Gabel.

Nichts geschah, bis etwa um drei Uhr nachmittags der Rest des Zuges eintraf. Wir stiegen aus unseren Gräben und gingen zum Rhein – keine Reaktion von der anderen Seite. Auf dem Damm lag ein Schifferboot. Wir stopften Erde in die

Einschusslöcher. Ich wählte vier oder fünf Freiwillige aus. Wir entkleideten uns soweit, dass wir im Zweifelsfall auch schwimmen konnten. Als Ruder benutzten wir Schaufeln. Nur mit unseren Pistolen und Granaten bewaffnet, machten wir uns daran, überzusetzen. Die Strömung war stärker, als wir vermutet hatten, deswegen verfehlten wir den flachen Streifen mit Sand, den wir von dem linken Ufer aus gesehen hatten. Stattdessen landeten wir an einem steinigen Abschnitt. Wir sicherten das Boot und erkundeten die Umgebung. Hier stand ich also: wieder auf deutschem Boden.

Als wir an dem sandigen Ufer ankamen, sahen wir, dass hier Minen verlegt worden waren. Wir marschieren im Gänsemarsch durch das Minenfeld. Dann kamen wir an einem Bunker an. Die Tür stand offen. Wir lugten hinein, keiner da, die Deutschen waren abgehauen. Sie hatten vorher die Pumpen abgestellt, und nun lief der Bunker langsam voll Wasser. Wir vergewisserten uns, anscheinend gab es keine Fallen. So schauten wir uns die Sache genauer an. Da gab es Knäckebrot. Aber es muss zur eisernen Ration gehört haben, denn ich probierte, und der Geschmack erinnerte mich keineswegs an das appetitanregende Brot meiner Kindheit. Wir nahmen Andenken mit. Ich griff mir eine Schuhbürste, die ich gut brauchen konnte. Dann gingen wir zurück zu unserem Boot, wieder passierten wir das Minenfeld. Wir ruderten genau zu der Stelle zurück, an der wir abgefahren waren. Der Kompaniechef beglückwünschte uns. Dann kam der Oberst. Er fragte ob ich derjenige sei, mit dem er am Morgen telefoniert hatte. Als ich das bejahte, entschuldigte er sich bei mir, weil er mich einen Blödmann genannt hatte. Er hatte nicht gewusst, dass eine große Ansammlung von Fröschen sich anhören konnte wie rotierende Panzerketten.

Es gab überall Festivitäten, und eine weitere Gruppe nahm das Boot und überquerte ebenfalls den Rhein. Wir hatten vor dem Minenfeld an dem sandigen Ufer gewarnt. Trotzdem landeten sie an dem sandigen Ufer, einer unserer Jungens trat auf eine Mine und wurde schwer verletzt. Was für eine Verschwendung! Ich war nicht mehr in Feierlaune.

Die Lkws, die uns weitertransportieren sollten, kamen zwei Tage später an. Wir stießen auf die Hauptstraße zwischen *Kolmar* und *Straßburg*, passierten die Stadt und fuhren weiter nach Norden. Irgendwo bogen wir nach rechts ab und fuhren auf einer Ponton-Brücke über den Rhein, dann ging es durch die Ruinen von *Rastatt*, fuhren wieder rechts ab und gelangten an die große Hauptverbindungsstraße zwischen *Karlsruhe* und dem Rheinhafen. Dort hielten die Laster an, und wir saßen ab, um auf weitere Befehle zu warten. Wir standen in kleinen Gruppen an der Straße, und der militärische Verkehr rauschte vorüber. Riesige LKWs bewegten sich in einer nicht-enden-wollenden Prozession. Ich bemerkte zwei ältere Deutsche und hörte, wie einer zum anderen sagte: "Jetzt weiß ich, dass wir den Krieg verloren haben." Ich wandte mich ab und musste grinsen. Der Groschen war anscheinend doch noch gefallen. Nach einer Weile mussten wir wieder in die Laster, pausierten die Nacht auf dem Marktplatz irgendeiner kleineren Stadt und setzten unseren Weg auf einer Autobahn fort. Der Wagen unseres Obersts – er hatte neuerdings einen schicken Mercedes – überholte uns, und wir kamen schließlich nach *Ludwigsburg*, wo wir von der Kaserne Besitz ergriffen.

Ich erinnere mich nicht, wann der Zugführer, Oberleutnant ["lieutenant"] Masseboeuf unsere Einheit verlies, aber ich fand mich Hals-über-Kopf an seine Stelle gesetzt –

Lehrgangsabschlusszeugnis hin oder her. Das war eine schwierige Aufgabe, denn die drei mir nun unterstellten Gruppen wurden jeweils von einem Feldwebel ["sergeant"] geführt, das heißt, dass wir im Prinzip gleichrangig waren. Möglicherweise verlieh mir die Tatsache, dass ich fließend Deutsch sprach, ein gewisses Plus an Autorität. Jedenfalls gab es keine Nachfrage, und es passte einfach. Es fühlte sich seltsam an, nun in dem besetzten Deutschland zu sein. Es erinnerte mich an die belgische Besatzung bei uns zuhause, als ich noch ein Kind war. Ich hatte seit drei Jahren kein Wort Deutsch gesprochen, und nun bekam ich davon einen Muskelkater in den Gesichtsmuskeln, was mich sehr amüsierte.

Ludwigsburg, wo sich unser Oberst niederließ, war ein hübsches Städtchen. Eines Tages kam irgendein anderer Oberst vorbei, und es wurde eine Militärparade angeordnet. Unsere Abteilung hatte gerade Dienst, und zum ersten Mal führte ich sie bei einer Parade. Die Mehrheit des Bataillons war im nahegelegenen *Stuttgart* beschäftigt, das vom ersten und dritten Bataillon eingenommen worden war. Bald bekamen wir Ärger mit den ausländischen Arbeitern, die sich nicht an die nächtliche Ausgangssperre hielten. Eines Nachts hätte ich beinahe einen von ihnen erschossen, der stark betrunken in mich hineinstolperte. Er hatte großes Glück, dass ich nicht abgedrückt habe.

Auch in *Ludwigsburg* blieben wir nur eine Woche, bis wir nach *Donaueschingen* gebracht wurden. Unsere Aufgabe war es, den *Schwarzwald* von versprengten Nazis zu säubern. Eines Nachts machten wir an einer Bahnstation halt. Wir nahmen unsere Plätze in der letzten Dämmerung ein. Es muss einen Bahntunnel in der Nähe gegeben haben. Plötzlich fielen Schüsse, und meine Jungs kamen wenig später mit einem Gefangenen an. Er trug die grüne Uniform eines Grenzlers und schnüffelte entlang der Bahnlinie herum. Wir brachten unseren Fang zu dem kommandierenden Offizier unserer Kompanie. Der Mann behauptete, dass er nur ein Grenzbeamter sei, der auf dem Weg nach Hause gewesen wäre. Der Offizier wollte ihn eigentlich gehen lassen. Ich aber war strikt dagegen und sagte, dass gerade die Grenzbeamten schlimme Nazis gewesen seien und dass ich befürchtete, er könnte ein Spion oder Bote sein und eine Gefahr für unsere Sicherheit. Unter allen Umständen sollte man ihn bis zum nächsten Morgen festhalten. Der Offizier pflichtete mir nun bei. Am Abend des nächsten Tages kamen wir in dem kleinen Ort *Geisingen* an. Hier erfuhren wir, dass unsere Leute einen Nazi-Kommandozug in dem Tunnel gefunden hatten, voll mit örtlicher Nazi-Prominenz! Unser Zollbeamter hatte ganz schön Glück gehabt.

Am nächsten Tag, dem 2. Mai 1945, ging es weiter in eine Ortschaft, die *Blumenfeld* hieß. Unser Vormarsch war sehr schnell vonstattengegangen, und nun mangelte es uns an Transportmitteln. Der Kompaniechef beschlagnahmte einige deutsche LKWs einschließlich der deutschen Fahrer. Ich wurde als Beifahrer mit einem Motorrad vorausgeschickt, um den Weg zu zeigen. Wir kamen durch einen Ort namens *Tengen*, und dort hatte der Konvoi einen Unfall. Es konnte nie geklärt werden, ob der zwangsverpflichtete deutsche Fahrer vergaß, einen Gang herunterzuschalten oder ob er es üble Absicht war, jedenfalls raste der Laster in einer abwärts führenden Kehre in ein Haus und riss eine Außenwand ein, die auf meine Leute auf der Transportfläche krachte. Es gab drei Tote und einige Verletzte. Ich fühlte mich sehr schlecht. Es war das allererste Mal, dass Männer unter meinem Kommando im Einsatz getötet oder auch nur verletzt wurden.

In *Blumenfeld* blieben wir nur zwei, drei Tage, dann ging es weiter nach *Binningen*, einer etwas größeren Ortschaft, nicht weit von der Schweizer Grenze entfernt. Am Nachmittag des 8. Mai 1945 musste ich mich beim Kompanie-Büro melden und traf die Kameraden bei einem kleinen Drink in Feierlaune an. Sie erzählten mir, dass Deutschland die bedingungslose Kapitulation unterzeichnet habe und der Waffenstillstand eingetreten sei. Das war also der lange herbeigesehnte Augenblick! Hoherfreut schloss ich mich an und trank auch einige Gläschen, bevor ich zu meinem Quartier ging. Wir waren alle in gehobener Stimmung. Ich zog mich so gegen zehn Uhr abends zurück und war in tiefem Schlaf, als Schüsse zu hören waren. Es war etwa um Mitternacht, aber in Null-Komma-Nichts war die ganze Kompanie wieder einsatzbereit. Nach einer Stunde sagte man uns, dass der Alarmzustand wieder vorbei sei. Die Schüsse kämen aus der Schweiz, wo das Ende der Kämpfe gefeiert würde. Wir alle dachten, dass sie mit dem Feiern ein wenig hätten warten können, damit sie uns unsere Nachtruhe gelassen hätten und gingen wieder in unsere Quartiere zurück.

9. Kapitel:

Als Marinesoldat in Deutschland und Rückkehr nach Frankreich

Es fühlte sich merkwürdig an, diese gottverlassene Region besetzt zu halten, jetzt wo das Kämpfen oder sogar der ganze Krieg vorbei war. Es gab nur wenig zu tun. Aber das sollte nicht lange anhalten. Ich wurde in die Schreibstube der Kompanie gerufen. Dort eröffnete mir der kommandierende Offizier, dass ich in das Hauptquartier des Regimentes in *Singen am Hohentwiel* abkommandiert sei und zwar in die Militärregierung. Es war aufgefallen, dass ich ziemlich fließend Deutsch sprach. Die Militärregierung war damals eine recht kleine Abteilung. Sie bestand nur aus zwei Offizieren und vier Soldaten niedrigen Ranges unter dem Kommando von Hauptmann ["captain"] Duriff. Was mich wirklich erstaunte, war, wie wenig man selbst auf der Regimentsebene darauf vorbereitet war, was denn zu tun wäre, wenn der Kampf vorbei sei. Die zweite Überraschung, und das dauerte etwas länger, bevor ich es herausfand, war, dass die Deutschen, die auch vorher nie etwas gesagt hatten, stumm blieben, während die Nazis weiter das große Wort führten.

Ich ließ mich im ersten Hotel am Platze nieder. Das Büro war nicht weit weg in der Sparkasse, die beschlagnahmt worden war. Meine Tätigkeit war die Akzeptierung (oder die Ablehnung) von Anträgen, die man brauchte, um eine Vier-Kilometer-Zone entlang der Schweizer Grenze zu betreten. Dieser Bereich war abgeriegelt worden, damit die Nazis nicht in die Schweiz fliehen konnten, und unser Regiment war dafür verantwortlich. Die Einwohner des Ortes konnten entweder im Rathaus oder bei mir einen Ausweis beantragen. Die von außerhalb mussten zu mir kommen. Und da das Kommando für einen Umkreis von etwa 20 Kilometern verantwortlich war, betraf das ziemlich viele Leute. Ich zählte nicht nach, wie oft am Tag ich mit René Dizier unterschrieb und den Regimentsstempel auf das Papier drückte (der Vorgesetzte stempelte in Rot, ich in Blau). Jedenfalls dauerte es nicht lange, bis der Name René Dizier in der Gegend bekannt war. Ich wurde sogar zu einigen Empfängen beim neuen Bürgermeister eingeladen, und mein Vorgesetzter schien es zu schätzen, dass ich mich nicht nur fließend Deutsch sprach, sondern mich auch in der deutschen Verwaltung auskannte.

Mitte Juni hatte ich das Gefühl, dass ich wegen meiner angenommenen Identität etwas tun müsse, jetzt wo der Krieg in Europa endgültig vorbei war. Ich setzte mich hin und schrieb einen Brief an Oberst Colliou, in dem ich ihm meine Situation erklärte. Ich habe immer noch vor Augen, wie der Oberst eine oder zwei Tage später in das Büro kam, das ich mit zwei anderen Soldaten teilte. Wir sprangen in Hab-Acht-Stellung. Der Oberst wünschte mich alleine zu sprechen, und die beiden gingen hinaus. Als wir alleine waren sagte der Oberst: "Ich habe Ihren Brief gelesen. Auch ich habe in der Widerstandsbewegung unter einem Decknamen gekämpft und meine Pflicht getan. Auch sie haben ihre Pflicht unter angenommener Identität getan. Lassen Sie uns nach unten in die Personalabteilung gehen und die Sache erledigen." Kurze Zeit danach war ich wieder Werner Daniels, durfte aber für den Rest meiner Militärzeit den Decknamen weiter benutzen. Ich war sehr froh, so einen überaus verständnisvollen Vorgesetzten gefunden zu haben.

Im Nachhinein betrachtet hatten wir verhältnismäßig wenige Probleme. Eine Gruppe von Nazi-Jugendlichen versuchte Widerstand zu leisten und eine örtliche Abteilung des sogenannten Wehrwolfs aufzubauen, aber das war schon Mitte Juni erledigt. Viel mehr Ärger hatten wir mit den ausländischen Arbeitern. In *Singen* gab es zwei große Fabriken, das war einmal Maggi und dann das Aluminiumwerk, und anscheinend hatten sie Ausländer, in der Mehrzahl waren es Russen, beschäftigt. Wir hatten noch nicht ganz verstanden, dass es sich um Zwangsarbeiter handelte.

Nachts brachen die Russen bandenweise aus ihren Lagern aus und überfielen die deutsche Zivilbevölkerung. Unsere Aufgabe als Besatzungsarmee war die Aufrechterhaltung von Recht und Gesetz, damit in der Zukunft wieder Frieden im Land herrschen würde. Es war dumm für diese armen Teufel, aber wir mussten ihre Lager wieder bewachen. Die Sowjets hatten in der Nähe von *Donaueschingen* ein Sammellager für ihre Leute eingerichtet. Sie schienen es mit dem Transport nach Hause nicht sehr eilig zu haben. Ich glaube, dass unsere damaligen Verbündeten versuchten, unsere Besatzungszone zu destabilisieren. Die ganze Sache spitzte sich derartig zu, dass unser Oberst die Sache selbst in die Hand nahm. Er forderte einen Güterwagen an, und die ausländischen Arbeiter wurden dahinein verfrachtet, um in das Lager bei *Donaueschingen* gebracht zu werden. Die Russen protestierten, konnten aber gegen einmal geschaffene Tatsachen nichts ausrichten, und wir hatten Ruhe in unserer Besatzungszone. Wir hatten keine Vorstellung, welches Schicksal die Sowjets für ihre Landsleute, die aus der Zwangsarbeit zurückkamen, in petto hatten. Erst sehr viele Jahre später erfuhr ich, dass man sie beschuldigte, mit den Deutschen zusammengearbeitet zu haben, mit allen Konsequenzen. Ich bin nicht stolz darauf, wie wir uns damals ihnen gegenüber verhalten haben.

Mitte August zeichnete sich ab, dass meine Entlassung aus dem Militär bevorstand und ich muss zugeben, dass ich von dem Gedanken, als Dreher nach Clermont-Ferrand zurückzukehren, nicht gerade begeistert war, obwohl es mir früher dort ja sehr gut gefallen hatte. Deswegen suchte ich den Kontakt mit Hauptmann Munsch, zu dem ich einen ganz guten Draht hatte, und fragte, ob er nicht einen Assistenten brauchen könne, zumal er kein Wort Deutsch sprach. Der Hauptmann stimmte sofort zu, und mit dem Segen des französischen Marineministeriums in Paris wurde ich von der Infanterie zur Marine versetzt. Mein Büro befand sich in nun in *Rielasingen* an der Grenze zur Schweiz.

Das folgende Jahr wurde extrem interessant, obwohl man sagen könnte, dass es reichlich verrückt zuging. Da war ich also, ein französischer Feldwebel in der Uniform des 152. Infanterie-Regiments, der der Marine zugewiesen worden war. Ich benutzte immer noch die angenommene Identität eines belgischen Staatsbürgers. Und zwar mit dem Wissen meiner Vorgesetzten bis hinauf zum Leiter der "Constructions et Armes Navales" im Marineministerium in Paris. An sich hatte ich damit kein Problem. Ich muss sogar sagen, dass es mir schwer fiel, mich wieder in Werner-René Daniels zu verwandeln. Den René behielt ich, zu sehr hatte ich mich in den vergangenen drei Jahren daran gewöhnt.

Hauptmann Munsch war in der französischen Marine der Spezialist für Infrarot-Technologie. Er hatte drei Infrarot-Labore umorganisiert, die vorher in der militärischen Forschung für die Deutschen gearbeitet hatten. Das erste befand sich in *Aach* und war von der Deutschen Post betrieben worden. Es hatte das Leitsystem für die ferngesteuerten Bomben und Torpedos entwickelt, die an der deutschen Versuchsanstalt in *Peenemünde* an der *Ostsee* erprobt worden waren. Das zweite Labor war in *Konstanz*. Es machte Versuche mit Bleisulfit und Infrarotdetektoren mit größerer Reichweite. Dieses Büro hatte Hauptmann Munsch in *Konstanz* vollständig ausgeräumt vorgefunden. Nur in einer Ecke lag ein Stapel mit Notizbüchern. Mit Hilfe dieser Hinweise hatte er die Forscher zusammengetrommelt und das Labor wieder in Gang gesetzt. Das dritte Objekt war in *Rielasingen* selbst. Hier befand sich eine kleine Fabrik, in der unter anderem Infrarot-Bildwandlerröhren hergestellt wurden.

Der Hauptmann und seine Gattin hatten sich eine Wohnung am Rande von *Rielasingen* in der Nähe der Fabrik gesucht. Ich hatte mein Büro in der Fabrik und meine Unterkunft in der *Krone*, dem örtlichen Hotel-Restaurant. Meine Mahlzeiten nahm ich dort mit einigen Kameraden aus meinem Regiment ein, das die lokale Besatzungsmacht darstellte.

Als meine erste Aufgabe gab mir der Hauptmann einen Text, den ich aus dem Deutschen ins Französische übersetzen sollte. Auf dem Aktendeckel stand: "Geheime Kommandosache". Ich verstand, dass es sich um Raketen und ihre Leitsysteme, Anti-Interferenz und so etwas handelte. Ob ich eine gute Übersetzung zu Stande brachte, werde ich nie erfahren. Mein Vokabular in dieser Richtung war jedenfalls sehr begrenzt. Wenn ich etwas gar nicht verstand, ging ich zu einem der deutschen Ingenieure, vorsichtshalber niemals demselben, und bat um eine Erklärung. Natürlich zeigte ich niemandem die Akte. Mit der gefundenen Erklärung ging ich dann zu dem Hauptmann und der fand die französische Bezeichnung. Ich war froh, dass wir zu Hause eine Schreibmaschine gehabt hatten und dass ich von daher tippen konnte, aber es war trotzdem viel Arbeit, und ich brauchte über zwei Monate dafür.

Der Hauptmann schien mit dem Ergebnis zufrieden zu sein. Das war erstmal die Hauptsache. Soweit es mich betrifft, brauchte ich fast zehn Jahre, um die Tragweite dessen zu begreifen, was ich damals übersetzte. An einem regnerischen Samstagmorgen im Jahr 1956 ging ich auf der Hauptstraße in *Croyden* einkaufen. Aus irgendeinem Radio hörte ich die Signale vom ersten Sputnik, den die Sowjets einige Stunden vorher ins All geschickt hatten. Um Raumfahrt ging es also! Der Groschen hatte zehn Jahre gebraucht, um zu fallen.

Meine Tätigkeit wandelte sich vom Übersetzer zum persönlichen Assistenten, und unsere Abteilung umfasste nun nicht mehr nur den Hauptmann und mich, sondern auch einen Fahrer für den Wagen des Hauptmanns und unseren Laster, plus zwei Marine-Polizisten. Bald nachdem ich meine Tätigkeit aufgenommen hatte, besorgte ich mir ein Motorrad, für das wir eine französische Marinenummer erfanden. Wir hatten zwar eine Verwaltung für diese Dinge, aber so eine Lizenz war schwer zu haben. Das Motorrad sollte mir bis zum Ende meiner Zeit in Deutschland gute Dienste leisten. Ich begleitete den Hauptmann zu Treffen mit deutschen Verhandlungspartnern, und ich schaffte es bald, zehn Minuten am Stück simultan zu übersetzen. Mitunter schickte er mich auch alleine zu solchen Terminen. Damit stellte sich dann das Sprachproblem nicht. Die Tatsache, dass ich Deutsch sprach, erleichterte ungemein den Umgang mit den Betriebsleitern und dem Personal. Wann immer ich eine Frage zu einem technischen Problem hatte, fand ich einen *Herrn Doktor*, der mir eine ausführliche Erklärung gab. Ich hatte Zeit, mir die Produktion und die Labore anzusehen und begann mich für Photo-Elektrik und Vakuum-Technik und das Aufbringen lichtempfindlicher Schichten zu interessieren. Ich bin mir sicher, dass ich die allerbesten Lehrmeister hatte, und es stellte sich bald heraus, dass ich die Hürde zum Verständnis der Dinge überwand – zur großen Freude der deutschen Techniker. Ich hatte keine Ahnung, dass sich da wieder eine Wende in meinem Leben abzeichnete.

Während meiner Zeit in *Rielasingen* hatte ich die Gelegenheit, sehr viel zu fahren, egal ob mit meinem Motorrad oder den Autos der Militärregierung. Einziges Problem: Ich konnte keinen Führerschein vorweisen. Um dem abzuhelpen, bat ich den verantwortlichen Offizier für Transportfragen, mich eine Prüfung machen zu lassen. Mit dem Motorrad war das gar kein Problem, schließlich war das eine praktische Übung und keine Führerscheinprüfung.

Dann ging es um den Fahrttest mit dem PKW. Man wies mir einen LKW zu. Ich sagte, dass ich nur einen Führerschein für Autos brauchen würde. Darauf erklärte man mir, wenn ich einen Laster fahren könne, würde das auch für PKWs gelten. So kletterte ich hinauf, und nach einem Hüpfen beim Anfahren des leeren LKWs im ersten Gang (man sagte, ich solle in Zukunft im zweiten starten) legte ich die Prüfung ab. Das erledigte das Problem meines deutschen Führerscheins, den das Hitler-Regime 1938 kassiert hatte. Obendrein hatte ich nun auch noch die Berechtigung für den Schwerlastverkehr. Das sollte mir später noch helfen.

Die Wintermonate 1945/46 verliefen sehr angenehm. Als ich noch im Hauptquartier der Militärregierung tätig war, hatte ich viel Kontakt mit Schweizer Behörden. Man bedeutete mir, dass die Schweizer mich gerne einladen würden. Es gab nur zwei Bedingungen: ich müsse Zivilkleidung tragen (die hatte ich) und natürlich Schweizer Franken vorweisen können. Wir hatten gute Freunde in *Basel*, eine gutbürgerliche Familie, und der Mann war Oberst in der Schweizer Armee. Sie hatten, als mein Bruder und ich in *Gurs* waren, einige heißbegehrte Lebensmittelpakete geschickt und außerdem den Kontakt zu meiner Mutter gehalten, bis sie deportiert wurde. Ich hatte mit Ihnen Kontakt aufgenommen und eine Wochenend-Reise nach *Basel* organisiert – natürlich in Abstimmung mit meinem Dienstvorgesetzten.

Samstagabend war ich Gast der *AluSwiss*, wo man mich hervorragend bewirtete. Als ich mich bei meinen Gastgebern verabschiedete, bedankte ich mich für den freundlichen Empfang und den schönen Abend. Sie sagten, dass das doch

selbstverständlich gewesen sei und dass ich ihnen meinerseits geholfen hätte. Das war mir nicht bewusst, und ich fragte, worin denn meine Hilfe bestanden habe. Darauf weigerten sie sich zu antworten. Das blieb eine dunkle und unangenehme Ecke in meiner Erinnerung. Heute habe ich die Erklärung, dass die deutschen Direktoren des Werkes in Singen ein schlechtes Gewissen wegen der Zwangsarbeiter gehabt hatten.

Der Besuch in *Basel* bedeutete den Kontakt zur zivilisierten Welt wiederaufzunehmen und half mir, meine Schwester in England zu finden. Am Sonntagabend kehrte ich nach *Rielasingen* zurück. Es fühlte sich an wie die Rückkehr von einem anderen Stern.

Teil meiner Aufgabe war es inzwischen geworden, die Laboratorien mit Nachschub zu versorgen, damit sie weiter arbeiten konnten. Dabei kam ich ganz schön rum. Wir hatten herausgefunden, dass der Lieferant für die Optik der Bildwandlerröhren, die unser Labor weiter herstellte, die *LEITZ AG* war. Ich wurde also nach *Wetzlar* in der amerikanischen Besatzungszone geschickt. Ich sah die GIs vor der Fabrik Schlange stehen, weil sie alle eine *LEITZ*-Kamera haben wollten. Ich dagegen ging sofort zu Herrn Leitz persönlich und bekam eines dieser anspruchsvollen Gehäuse (Optik und Energieversorgung) für die Bildwandlerröhren. Mission erfolgreich abgeschlossen - obwohl keine Kamera für mich dabei abfiel.

Als der Frühling begann, bekam Kapitänleutnant ["lieutenant commandant"] Munsch den Befehl, sich auf eine Rückführung nach Frankreich vorzubereiten, da anscheinend die Russen darauf bestanden, dass alle das Militär betreffende Forschung und Entwicklung in Deutschland einzustellen sei. Wir bekamen Besuch von Prof. Lallemand, der in Frankreich scherzhaft als *Mr. Photoelectricity* bezeichnet wurde. Er war Astronom und wissenschaftlicher Berater der französischen Marine. Dann wurde ich nach *Paris* geschickt, um Versorgungsprobleme unserer Labors zu lösen. Das war das allererste Mal, dass ich in *Paris* war. Ich traf Luise Landauer, die mit ihren Eltern nach *Paulhaguet* geflohen war und mit der ich mich damals angefreundet hatte. Wir hatten einen großartigen Abend in dem Pigalle-Viertel.

Dann organisierte ich eine Reise nach *Uerdingen*. Auf dem Weg wollte ich nach *Maastricht* und meine Tante und meinen Onkel besuchen. Sie, ihre beiden Kinder und die Großmutter hatten unter Bedingungen überlebt, wie sie in dem Buch von Anne Frank geschildert werden. Einen Tag brauchte ich, um im Hauptquartier in *Baden-Baden* das nötige Visum für den Besuch in Holland und die Durchfahrt durch die britische Besatzungszone zu bekommen. Mit der Erlaubnis von Kapitän Munsch machte ich mich eines Frühlingsmorgens auf den Weg. In *Koblenz* legte ich eine Pause zum Nachtanken ein, und dann ging es weiter bis nach *Uerdingen*, wo ich meinen alten Schulfreund Hans Rabanus wiedertraf. Wir lachen oft, wenn wir uns an diesen Besuch erinnern. Hans war nicht im Haus, als ich vorsprach, und seine junge Frau Inge, die mich nicht kannte, machte sich Sorgen, weil da ein seltsamer fremder Soldat ihren Mann sprechen wollte. Sie war sehr überrascht, als Hans in das Zimmer kam und "Mensch, Werner!" rief. Es war ein seltsames Gefühl, durch *Uerdingen* zu gehen, und diesmal war ich es, der eine Uniform trug. Ich schlief die Nacht in der britischen Garnison in *Krefeld* und fuhr am nächsten Morgen weiter nach *Maastricht*.

An der holländischen Grenze bei *Aachen* standen belgische Beamte. Sie waren recht verduzt, einen Belgier in französischer Uniform zu sehen. Ich reiste noch als René

Dizier. Es war ganz wunderbar, meinen Onkel und meine Tante wiederzusehen. Was sie aber auch durchgemacht hatten! Zwei Jahre hatten sie, die Kinder und die Großmutter, im Versteck auf einem Dachboden gelebt. Ich blieb ein, zwei Tage in Maastricht, und dann kam die lange Rückreise nach *Rielasingen*, wieder mit einer Auftank-Pause in *Koblenz*. Die französische Gendarmerie machte in der Nähe von *Baden-Baden* eine Kontrolle auf der Autobahn, aber als sie meinen Motorradhelm sahen, winkten sie mich durch. Ich hatte mir den Helm von einem unserer Marine-Polizisten geliehen, und er trug ein Polizei-Abzeichen. Das ersparte Komplikationen.

Dann kam die Zeit, in der wir den Umzug konkret angingen, einschließlich der deutschen Wissenschaftler und des sonstigen Personals. Mir wurde eine Arbeitsstelle bei Professor Lallemand im Observatorium in Paris angeboten. Voller Freude sagte ich zu. Schon in der Schule hatte ich ja gerne Ingenieur werden wollen, und ich hatte die Hoffnung, dass es mir in dieser Stellung möglich sein würde, mit meiner Ausbildung weiterzumachen, notfalls in einer Abendschule.

Eines unserer Probleme bestand in der Beschaffung von Glas. Wir mussten einen Zwei-Jahres-Vorrat des deutschen *Duran-Glases* mitnehmen. *Duran-Glas* hat ganz spezifische Eigenschaften und ist besonders gut für Infra-Rot-Strahlen geeignet. Dummerweise befand sich die *Schott AG*, die ein Patent auf dieses Produkt hielt, in *Jena*, somit in der sowjetischen Zone. Wir beschlossen, unseren Chef-Glasbläser nach *Jena* zu schicken, weil er die Leute dort kannte, und ihnen unsere Bestellung persönlich übergeben konnte. Mir war es nur möglich, ihn bis nach *Berlin* zu begleiten, wo wir das provisorische Zentrum für die Mission aufschlugen.

Herr May, so hieß der Glasbläser, und ich fuhren nach *Frankfurt* und von dort mit einem amerikanischen Truppentransport per Bahn weiter nach *Berlin*. Es dauerte nicht lange, bis wir den *Schneebällen* (US-Militärpolizei), die den Zug kontrollierten, auffielen. Irgendetwas an uns mochten sie nicht, und sie sperrten uns in ein gesondertes Abteil. In *Berlin* übergaben sie uns den französischen Gendarmen, die ziemlich überrascht waren. Insbesondere missfiel ihnen die Tatsache, dass ich noch nicht die neuen Identifikationspapiere der französischen Besatzungstruppen bekommen hatte, sondern meinen alten Ausweis aus der Zeit des französischen Maquis benutzte. Deshalb wurden wir in irgendeine Villa abgeschoben, wo uns ein französischer Feldwebel in Empfang nahm, der gleich zu einer Tirade gegen die Leute mit nicht richtigen Papieren ansetzte. Als er schließlich Luft holen musste, unterbrach ich ihn und gab ihm einen Zettel. Ich sagte, dass er darauf die Telefonnummer des Chef-Ingenieurs der französischen Kriegsmarine (im Rang wesentlich höher als unser Feldwebel) fände, der mich bereits erwarten würde. Er möge dort anrufen und die Situation klären. Der Feldwebel schnauzte mich an, dass er von mir keine Befehle entgegennähme.

Ich bleib ganz ruhig und sagte, dass es sich nicht um einen Befehl handeln würde, sondern um einen freundschaftlichen Rat, denn wenn er den Chef-Ingenieur nicht anrufen würde, könne er ziemlichen Ärger bekommen. Herr May und ich wurden nach draußen befohlen. Wegen der Stille in der schönen Villa konnten wir hören, wie der Feldwebel sich bald wortreich entschuldigte. Zehn Minuten später traf der Wagen des Chef-Ingenieurs ein, und zu den Worten "*Haut bloß ab!*" fuhren wir los und konnten uns wieder unserer Aufgabe widmen.

Als Nächstes wurde ich dem Kommando der französischen Marine im besetzten *Berlin* unterstellt. Ich weiß ja nicht, was die Männer dort von mir hielten, insbesondere wo ich den Wagen des Chef-Ingenieur samt Fahrer zur Verfügung hatte, wenn er von ihm nicht benötigt wurde.

Herr May fuhr alleine weiter und ließ mich in *Berlin* zurück. Nach einigen Tagen kam er zurück und hatte die Lieferung von *Schott* klar *gemacht*. Während seiner Abwesenheit hatte ich die Zeit genutzt, um mir *Berlin* genauer anzusehen. Einer meiner Ausflüge ging in die sowjetische Besatzungszone – das war damals noch problemlos möglich –, und ich kam dem Hauptquartier ziemlich nahe. Es fing mit einem einfachen Soldaten an, der mich militärisch grüßte. Je näher ich dem Gebäude kam, desto höher wurden die Ränge der Passanten. Als mich schließlich ein russischer Hauptmann oder ein entsprechender Rang als erster grüßte, dachte ich, dass es an der Zeit wäre, mich in meine zeitlich befristete Einheit zurückzuziehen. Außerdem musste ich die Erlaubnisscheine bekommen, um wieder nach *Rielasingen* zurückzukehren. Eines Tages wurde ich in ein mir unbekanntes Büro zitiert, und ich bat den Fahrer, mich dorthin zu bringen. Als ersten traf ich dort einen Offizier einer Gebirgsjägereinheit an, der mich fragte, wie ich eigentlich in sein Büro gekommen sei. Als ich sagte, dass ich den Wagen des Chef-Ingenieurs genommen hatte, rastete er aus. Anscheinend war ich in einem der geheimen Büros der Gegenspionage gelandet. Ich hatte doch keine Ahnung von den dummen Spielchen, die dort gespielt wurden. Trotzdem bekam ich meine Papiere. Ich entschuldigte mich.

Wie froh war ich, als ich gemeinsam mit Herrn May *Berlin* wieder per Bahn verlassen durfte. Als wir an dem Bahnsteig standen, wurde mein Name (René Dizier) ausgerufen. Als ich mich am Schalter meldete, stand dort ein Oberst ["colonel"]. Er erklärte mir, dass er sicherheitstechnisch für den Zug verantwortlich und ich ab sofort sein Assistent sei. Ich bekam eine kleine Einweisung und der Zug ruckelte los. Glücklicherweise verlief die Reise völlig ereignislos, dessen ungeachtet war ich sehr erleichtert, als wir in *Frankfurt* einliefen.

Einige Wochen später bekamen wir die Nachricht, dass die Lieferung fertig sei. Ein kompletter Eisenbahnwaggon mit *Duran-Glas*, Röhren, Stäben und Platten stand bereit. Herr May und ich machten uns wieder auf den Weg. Problemlos kamen wir diesmal nach *Berlin*. Herr May fuhr weiter nach *Jena*, begutachtete die Ware, zahlte und schickte den Waggon auf die Reise nach *Berlin*. Dort kam er wohlbehalten an, genauso wie Herr May. Ich weiß nicht mehr, wo ich aufgeschnappt hatte, dass Waggonen aus dem Osten nicht mehr nach Westen durften. Ich hatte vorsichtshalber einen Waggon besorgt, mit dem normalerweise französische Soldaten transportiert wurden. Den ließ ich an die Seite des anderen bugsieren, heuerte einige Deutsche an, die Glaslieferung aus *Jena* umzuladen, hängte den vollen Waggon an einen Zug nach *Paris* und schickte den leeren Wagen wieder Richtung Osten. Herr May und ich nahmen auch bald einen Zug zurück nach Westen, obwohl ich vorher noch einer französischen Patrouille aufgefallen war, weil ich am letzten Abend in Zivilkleidung tanzen gegangen war. Glücklicherweise hörte ich nie wieder was von diesem dummen Zwischenfall. Das Glas traf unversehrt in *Paris* ein und bildete für einige Jahre unsere Reserve, ohne die wir nicht weiterarbeiten hätten können. Zwei Jahre nach unserer Tour stellte der französische Zoll Nachforschungen wegen dieses mysteriösen Glastransportes an. Das zeigt, dass die Behörden einen niemals aus den Augen verlieren.

Die Sommermonate über bereiteten wir die Rückkehr nach Frankreich vor. Der Leiter der Fabrik in Rielasingen, Herr Stumpf, bat mich eines Tages in sein Büro. Dort bekam ich eine überraschende Offerte: Er bot mir die Position als sein Nachfolger an. Das war ein wirklich verlockendes Angebot, aber ich wollte nicht in Deutschland bleiben. Deswegen sagte ich dankend ab. Im September 1946 kehrte ich nach *Paris* zurück und begann als Assistent (technisch und persönlich) von Professor Lallemand am Pariser Observatorium.

Zweiter Teil

Erstes Kapitel: In Paris

Das war eine wirklich entscheidende Phase meines Lebens, und ich war mir dessen bewusst. Der Krieg war zu Ende, das Deutsche Reich war gefallen, ich hatte überlebt – und was mehr als das war: ich hatte dafür gekämpft. Nun stand die Rückkehr in ein ziviles Leben bevor, aber was für eine Art von Leben sollte ich wählen? Eine Entscheidung hatte ich mit der Ablehnung des Angebotes von Direktor Stumpf schon getroffen: Ich würde nicht nach Deutschland zurückkehren. Nach dem, was man meiner Familie angetan hatte, wäre es das letzte gewesen, was ich abgestrebt hätte. Ich wollte in Frankreich bleiben und studieren, entweder Ingenieurwesen oder Physik. In der Armee zu bleiben stand nicht zur Debatte, genauso wenig wie eine Auswanderung nach Israel, dazu hatte ich keinerlei Grund. Ich stellte die Verbindung zu meiner Schwester Ruth in England wieder her und zu meiner Kusine Rose Herzfeld und ihrem Mann Arcady, die in Frankreich überlebt hatten und nun in *Paris* lebten. Ich traf auch Lise Landauer wieder, meine Freundin aus *Paulhaguet*, die mit ihren Eltern überlebt hatte. Es war schnell klar, dass meine Mutter und mein Bruder umgekommen waren, viele Cousins und Kusinen, Onkel und Tanten ebenfalls. Meine Kusine Marianne Dahl, meinte, dass ich in die USA kommen sollte und schickte mir die nötigen Papiere einschließlich ihrer Zusage, für meinen Unterhalt verantwortlich zu sein. Aber trotz der schweren Zeiten, die ich hier durchgemacht hatte, wollte ich gerne in Frankreich bleiben.

Also kehrte ich als erstes nach Clermont-Ferrand zurück, um abzumustern und gleichzeitig das französische *Kriegsverdienstkreuz* in Empfang zu nehmen. Ich hatte in den letzten Monaten einige Vorbereitung für den Übergang in das Zivilleben getroffen, denn eigentlich war es in Frankreich so, dass man aus der Armee entlassen wurde, vielleicht noch ein routinemäßiges Dankeschön bekam und das war's. Und mein Besitz aus der Zeit als Werkzeugmacher passte in ein kleines Kofferchen.

Ich kehrte nach *Paris* zurück, um meine Angelegenheiten zu regeln. Trotz französischer Kriegsauszeichnung wurde es mir durch die Polizeiverwaltung und ihre Ausländerabteilung nicht einfach gemacht. Eigentlich fragte ich nur nach einem Personalausweis, denn ich hatte ja keine Personalpapiere mehr. Als ich in der Armee kämpfte, war ich nur ein französischer Soldat von vielen (vielleicht mit Papieren, die mit mehr Fantasie ausgestellt worden waren), nun war ich faktisch staatenlos und musste um eine Einbürgerung nachsuchen. Und ich hatte bald den Eindruck, dass die Mitarbeiter der Ausländerbehörde nicht dazu da waren, mir behilflich zu sein, sondern eifrig nach noch nicht vorgelegten Bestätigungen suchten, damit sie das

Ganze kippen konnten. Aber mit den Entlassungspapieren und der Unterstützung des Marineministeriums bekam ich schließlich wenigstens einen Personalausweis.

Ich hatte mir ein Zimmer am *Boulevard St. Germain* genommen und musste bald feststellen, dass das viel zu teuer für mich war. Außerdem wollte ich gerne ein wenig außerhalb von *Paris* wohnen. Meine private Suche ließ sich ganz hervorragend mit der ersten Aufgabe kombinieren, die ich in Professor Lallands Observatorium hatte: Ich suchte Unterkünfte für die deutschen Techniker und Wissenschaftler, die von der französischen Marine von Deutschland nach Frankreich umgesetzt wurden. Ich weiß nicht, wie viele Kilometer ich auf den Wegen zwischen den Hotels im vierzehnten und fünfzehnten Pariser Bezirk zurückgelegt habe, aber als die Deutschen Mitte Oktober so allmählich eintrafen, hatten sie alle eine Adresse. Ich selbst hatte ein Hotel in der Nähe des *Parc de Seaux*, südlich von *Bourg-la-Reine* gefunden. Das Zimmer bekam ich nur, weil die Wirtin aus dem Aveyron stammte und ich ganz in der Nähe im Maquis gekämpft hatte.

...

An dieser Stelle brechen die von Werner Daniels notierten Erinnerungen ab.

A. Nachbemerungen von Hans Rabanus

Werner-René arbeitete für einige Zeit weiter als Ingenieur in einer Art Labor in Frankreich. Ich kann mich nicht mehr an Details erinnern, auch habe ich keine Erinnerung an ein Studium oder einen Universitätsabschluss.

In den frühen 1950er Jahren ging er aus Frankreich fort, ließ sich in London nieder. Auch hier kann ich mich nicht erinnern, was genau er dort gearbeitet hat. Ich meine, dass er ganz am Anfang oder etwas später für die *British Oxygen* arbeitete, als Ingenieur, der mit der Entwicklung neuer Methoden der Fernübertragung beschäftigt war.

In den frühen 1960ern heiratete er Helen, eine Lehrerin. Sie lebten außerhalb von London auf dem Lande. Ihr Besitz, auf dem sie auch Pferde hielten, hieß *Harries*. Die Ehe hielt nicht lange und endete mit einer Scheidung nach etwa einem Jahr.

Zwei oder drei Jahre später heiratete Werner-René Maureen, die er in einem Reitclub kennengelernt hatte. Sie war die Tochter eines jüdischen Immobilienmaklers. Beide lebten sie in dem Haus ihrer Eltern im Süden von London, zusammen mit ihrer Mutter, die eine entzückende alte Dame war. Das Haus war über hundert Jahre alt. Es hatte kleine Räume mit niedrigen Decken und winzigen Fenstern, die eine gemütliche Atmosphäre schufen. Nach einiger Zeit vergrößerte die Familie das Haus, indem sie ein großes Wohnzimmer als Anbau an das alte Gebäude bauen ließ.

Das ganze Anwesen war recht groß, und so gab es genug Platz für das gemeinsame Hobby: Pferde. Das zählte mehr als die Arbeit als Ingenieur. Sie eröffneten eine Pferde-Pension, in der die Leute ihre Tiere während der Arbeitswoche unterstellen konnten. Für Maureen war es die erste Ehe. Sie hatten keine Kinder. Maureen starb 1981. Ich fuhr sofort nach England, um bei ihm zu sein, genau wie er mich unterstützt hatte, als sechs Monate davor meine Frau gestorben war.

Ungefähr ein Jahr später heiratete Werner-René das dritte Mal. Simone war eine Französin, die an der Botschaft in London arbeitete. Dort war es auch, wo sich die beiden trafen.

Nachdem Werner-René Ende der 1980er-Jahre aus dem Arbeitsleben ausgeschieden war, verließ das Paar England und ließ sich auf Korsika nieder, wo Simone eine kleines Haus in der Nähe von Galéria besaß, an der Nordwest-Küste der Insel. Etliche Jahre später zogen sie aus dem kleinen Haus in ein größeres um, blieben aber in der gleichen Gegend.

2002 schickte mir Werner-René einige Zeitungsartikel über das Lager in Gurs und erwähnte, dass er an seiner Biographie schreiben würde. Ich begrüßte diese Idee mit ganzem Herzen.

Später, als er mit dem Manuskript fertig war, sprachen wir darüber, dass es nicht zu Ende geschrieben war, und die Frage war, wie man es vollenden könnte. Weil er, nachdem er die Armee verlassen hatte, ein ganz normales Leben wie viele andere führte, schlug ich vor, dass er mit dieser Anmerkung schließen sollte. Aber Werner-

René konnte sich nicht dazu durchringen. Er fand auch später keinen neuen Einstieg, um den Rest der Biographie zu schreiben.

Es könnte erwähnenswert sein, dass Werner-René während seiner Zeit im französischen Widerstand ein gnadenloser Kämpfer gegen die Deutschen war und bei einem Zusammentreffen solange schoss, bis sich keiner mehr rührte. Sein Hass war riesengroß. Das spürte ich auch, als ich ihn bei Behördengängen in Krefeld begleitete. Die Art und Weise, wie er mit Offiziellen umging, war äußerst unhöflich. Aber als er bei demselben Besuch das verwaiste Elternhaus sah und ihm bewusst wurde, dass seine Mutter, sein Bruder und der größte Teil seiner Verwandtschaft Opfer des Judenmords geworden waren, sahen Nachbarn, dass er in dem Hof stand und bitterlich, aber lautlos weinte.

Seine Schwester Ruth, die 1914 in Uerdingen geboren worden war, floh, wie wir bereits wissen, früh genug nach Großbritannien. Sie heiratete einen Londoner. Die Ehe blieb kinderlos. Als sie in Rente gingen, zog das Paar nach Folkstone, wo Ruth im Alter von 95 Jahren starb.

Sein Bruder Kurt, Jahrgang 1913, auch in Uerdingen geboren, wurde von dem Camp Casseneuil in der Provinz Lot-et-Garonne nach Drancy deportiert, wo er mit dem Transport Nummer 30 am 9. September 1942 im Alter von 32 Jahren nach Auschwitz kam und dort sofort ermordet wurde (Angaben nach den von den Klarsfelds zusammengestellten Listen und der Datenbank von Yad Vashem).

Ihre Mutter Marta Daniels geb. Dahl, war am 4. Januar 1886 in Geilenkirchen geboren worden. Sie wurde von Wuppertal am 21. Juli zunächst nach Theresienstadt deportiert und von da aus am 15. Mai 1944 nach Auschwitz. Sie war damals 58 Jahre alt und wurde wahrscheinlich direkt in die Gaskammer geschickt (Angaben aus dem Gedenkbuch des Bundesarchivs Berlin). Auf dem Neuen Jüdischen Friedhof in Krefeld erinnert ein Grabstein an sie und Kurt. 2016 sind für die Familie Stolpersteine in Uerdingen verlegt worden

Werner-René und ich waren fast das ganze Leben lang Freunde. Unsere Freundschaft begann 1932, als wir 12 Jahre alt waren und wurde nur durch die Zeit seiner Flucht und des Zweiten Weltkrieges unterbrochen. Schon 1946 trafen wir uns wieder und schrieben uns von da an regelmäßig. Als ich 1961 von Übersee zurückkehrte, trafen wir uns, so oft es ging, in London – und das war ziemlich oft. Gelegentlich besuchte er uns auch in Deutschland. Später reiste ich auch nach Korsika, und er und Simone kamen einmal im Jahr zu mir. Erwähnenswert ist auch, dass wir über zwanzig Jahre lang jeden Sonntag anriefen. Nachdem wir beide über 85 Jahre alt wurden, versprachen wir uns, dass derjenige, der überlebt, nicht am Begräbnis des anderen teilnehmen würde. Werner-René starb am 24. November 2010 im Alter von 91 Jahren.

Ich war damals 90 Jahre alt und blieb, wie versprochen, zu Hause, als seine Asche von seiner Frau Simone ins Mittelmeer bei Korsika verstreut wurde. Simone hinterließ uns seine Biographie. Wir alle glauben, dass sein Andenken aufbewahrt und jüngeren Leuten zugänglich sein sollte.

Hans Rabanus, Leverkusen, Deutschland, 2016

B. Der entscheidende Brief

den 9. April 2002

Lieber Hans!

Nur ein paar Zeilen mit diesen sehr schlecht ausgeschnittenen Seiten aus der hiesigen nationalen Bildzeitschrift „Express“ (wöchentlich) vom 21/3/02*. Zu der Zeit wo Kurt und ich in St. Cyprien waren, bestanden schon Baracken wie in Gurs.

Was Gurs anbetrifft so scheint mir das Photo in der West-Ost-Richtung zu sein, mit dem Eingang zum Camp mit den Verwaltungsgebäuden in der Ferne. Das ILOT J, in dem wir waren, (1940/1941) läge dann in der Mitte auf der rechten Seite. Im Vordergrund, nicht im Bild, war das Gefängnis (die Armen, die dort zur Strafe - hauptsächlich aus dem Lager ausgerissen und wieder geschnappt - von der Gendarmerie "behandelt" wurden). Daneben war der "Friedhof". Heute ist nichts mehr wiederzuerkennen. Das sehr feuchte Gelände ist halb versumpft und sehr verwaldet. Selbst ich hatte Mühe, mich zu orientieren!

Das Buch, welches am Ende des Artikels angegeben wird, habe ich bestellt. Mal sehen was der erzählt. Ich überlege mir ernsthaft, ob ich nicht auch einmal eine Biographie schreiben soll, mit dem Computer kann man ja Vieles schaffen (und Fehler leicht korrigieren oder Einschübe machen.) What do you think about it??

72

*Anmerkung:

Das Archiv der Zeitung L'Express zeigt für den 21. März 2002 eine Besprechung des Buches von Denis Peschanski (leider ohne Bilder): La France des camps l'internement, 1938-1946, Gallimard 2002, 456 p. (ISBN 2-07-073138-3).

Siehe: http://www.lexpress.fr/culture/livre/la-france-des-camps-l-internement-1938-1946_817785.html

C. Tabellarische Übersicht über das Schicksal der Familie Daniels

<p>Dahl, Marta ∞ Hermann Daniels *31.3.1876 Uerdingen ^2.7.1932 - Kurt 14.3.1913 - Ruth 12.6.1914 Uerdingen - Werner 18.10.1919 Uerdingen</p>	<p>*4.1.1886 Geilenkirchen ^1943 Auschwitz</p>	<p>Uerdingen, Krefelder Str. 39, 17.4.1942 Wuppertal, Vereinsstr. 19, angekommen</p>	<p>21. Juli 1942 von Wuppertal nach Theresienstadt deportiert, von dort am 25.5. 1944 nach Auschwitz Gedenkstein Neuer Friedhof Krefeld; Stolperstein</p>
--	---	--	---

<p>Daniels, Kurt (Sohn von Hermann und Marta Daniels) Kaufmann</p>	<p>*14.3.1913 Uerdingen ^1942 Auschwitz</p>	<p>Uerdingen, Krefelder Str. 39</p>	<p>2.3.1939 nach Brüssel/Belgien geflohen, im Mai 1940 interniert, nach Frankreich deportiert, u.a. Lager Le Vigeant, St. Cyprien, Gurs, Transport 30 aus DRANCY nach AUSCHWITZ- BIRKENAU am 9.9. 1942, Gedenkstein Neuer Friedhof Krefeld; Stolperstein</p>
<p>Daniels, Ruth (Tochter von Hermann und Marta Daniels) Krankenschwester</p>	<p>*12.6.1914 Uerdingen ^2010 Folkstone (GB)</p>	<p>Uerdingen, Krefelder Str. 39</p>	<p>29.4.1939 nach London/GB emigriert 1941 auf der Insel Man interniert 1944 Vermögensverfall und Ausbürgerung, Stolperstein</p>
<p>Daniels, Werner (Sohn von Hermann und Marta Daniels) Schüler, Metallarbeiter, Ingenieur</p>	<p>*18.10.1919 Uerdingen ^24.11. 2010 Korsika</p>	<p>Uerdingen, Krefelder Str. 39</p>	<p>30.3.1939 nach Brüssel/Belgien , im Mai 1940 interniert, nach Frankreich deportiert, u.a. Lager Le Vigeant, St. Cyprien, Gurs, untergetaucht mit falscher Identität, überlebte im französischen Widerstand unter dem Namen René Dizier, Gedenkstein Neuer Friedhof Krefeld; Stolperstein</p>

D. Zeitleiste Werner-René Daniels

Geschichte	Datum	Werner und seine Familie
Gründung des Deutschen Reiches	1871	
	13. März 1874	Vater Hermann wird in Uerdingen geboren.
	4. Januar 1886	Mutter Marta wird in Geilenkirchen geboren.
	14. März 1913	Bruder Kurt wird in Uerdingen geboren.
	12. Juni 1914	Schwester Ruth wird in Uerdingen geboren.
Beginn Erster Weltkrieg	August 1914	
Kapitulation Deutsches Reich	November 1918	
	18. Oktober 1919	Werner wird in Uerdingen geboren.
	Um 1924	Werner macht erste persönliche Erfahrungen mit dem Antisemitismus.
	1926	Werner geht zur evangelischen Volksschule.
	1927	Die Familie zieht nach Wuppertal
Krefeld und Uerdingen bilden die Gesamtstadt Krefeld-Uerdingen	1929	
	1930	Die Familie kehrt nach Uerdingen zurück und zieht in das Haus Alte Krefelder Str. 39.
	1930	Werner geht auf das Städtische Realgymnasium am Moltkeplatz.
	1931	Werner lernt reiten.
	2. Juli 1932	Vater Hermann stirbt in Uerdingen.
"Machtergreifung"	Ab Februar 1933	
Nürnberger Gesetze	1935	
	1935	Ein Mädchen darf nicht mehr gemeinsam mit Werner zur Schule fahren.
	1936	Werner verliert sein Stipendium, weil er Jude ist.
	1937	Werners Luftgewehr wird eingezogen.
	März 1938	Werner macht Abitur.
	April 1938	Werner macht den Führerschein.
	1938	Werner versucht legal nach Belgien oder Frankreich auszuwandern.
Novemberpogrom	9. bis 14. November 1939	
	10. November	Die Synagoge in Uerdingen wird zerstört.
	November 1938	Werner wird der Führerschein entzogen.
	Februar 1939	Kurt flieht nach Brüssel/Belgien.
	7. März 1939	Werner flieht nach Brüssel/Belgien.
	29. April 1939	Ruth emigriert nach London/GB.
	Juli 1939	Werner besteht eine Prüfung als Automechaniker und Konstrukteur.
	1940	Werner findet eine Anstellung als Dreher in Charleroi-Marcinelle.

Deutschland greift Belgien an	10. Mai 1940	
	Mai 1940	Werner wird in Belgien interniert und mit den anderen unerwünschten Deutschen in einem Viehwaggon nach Frankreich gebracht.
	Mai 1940	Werner trifft seinen Bruder während der Deportation.
	Mai 1940	Die Brüder Daniels sind in dem Lager St. Cyprien interniert.
	Oktober 1940	Die Brüder Daniels werden nach Gurs deportiert.
Frankreich muss die Waffen niederlegen und wird in einen von den Deutschen besetzten und einen französischen Part geteilt.	22. Juni 1941	
	1941	Ruth wird auf der Insel Man interniert.
	März 1941	Werner kommt aus dem Lager, weil er sich freiwillig zur Arbeit in der T.E. (Travailleurs Étrangers) meldet.
Erste Deportation aus dem besetzten Teil Frankreichs nach Auschwitz	27. März 1942	
	17. April 1942	Die Mutter zieht nach Wuppertal, Vereinsstr. 19.
	20. Juli 1942	Die Mutter wird aus Wuppertal nach Theresienstadt deportiert.
	15./20. August 1942	Werner wird vor der Deportation gewarnt und versucht bei der Fremdenlegion unterzukommen. Er wechselt seine Identität: René Dizier, Belgier aus Tournai
		Werner scheitert in Marseille bei der Fremdenlegion, stößt wieder zu den T.E. und sucht sich einen Arbeitsplatz in Vertaizon (Department Puy-de-Dôme).
Razzien in der freien Zone: im Ergebnis werden 7000 Juden nach Auschwitz deportiert	26. bis 28. August 1942	
	9. September 1942	Kurt wird aus Drancy nach Auschwitz deportiert und ermordet.
Die Deutschen besetzen auch die freie Zone Frankreichs, nun "Südzone".	November 1942	
		Werner arbeitet in einer Firma in Clermont-Ferrand.
	April 1944	Werner entkommt (statt einer vorgesehenen

		Liebesnacht) nur knapp einer Razzia der Militärpolizei.
	1. Mai 1944	Werner entgeht in Clermont-Ferrand erneut einer Verhaftung durch die Deutschen.
		Werner schließt sich den F.F.I. (Forces Françaises de l'Interieur – Französische Streitkräfte im Inneren) an.
	15. Mai 1944	Die Mutter wird von Theresienstadt nach Auschwitz deportiert und ermordet
	10./11. Juni 1944	Werner überlebt einen deutschen Angriff auf den Mont Mouchet.
	27. August 1944	Werner nimmt an einer Siegesparade in Paulhaguet teil.
	Oktober 1944	Werner wird Soldat im 152. Regiment der französischen Armee.
	18. Oktober 1944	Werner feiert seinen 25. Geburtstag in Charquemont.
	22.(?) Oktober 1944	Werner wird zum ersten Mal an der Front gegen die Deutschen eingesetzt.
	1944	Das Deutsche Reich bürgert Ruth Daniels aus. Ihr Vermögen verfällt dem Reich.
Deutschland kapituliert	8. Mai 1945	
	8. Mai 1945	Werner wird nach einer improvisierten Feier aus dem Schlaf gerissen, weil die Schweizer auf der anderen Seite der Grenze die deutsche Kapitulation mit Schüssen feiern.
	Mai/Juni 1945	Werner führt für die französische Militärregierung administrative Aufgaben aus.
	Mitte Juni 1945	Aus René Dizier wird in den Unterlagen der Armee Werner-René Daniels.
	August/September 1945	Werner wechselt zur französischen Marine und unterstützt die Franzosen bei der Aneignung technischer Erfindungen der Deutschen insbesondere bei der Steuerung von Raketen.
		Werner legt bei der Armee erneut einen Führerschein ab.
	Frühjahr	Werner fährt mit dem Motorrad nach Uerdingen und trifft seinen Schulfreund Hans Rabanus. Auf dieser Reise besucht er auch seine Verwandten in Maastricht, die im Versteck überlebten.
		Werner reist zum ersten Mal nach Paris und Berlin.
	September 1946	Werner tritt eine Stelle im Pariser Observatorium an.

	1946 bis 1980	Werner arbeitet in Paris und London für verschiedene Firmen, heiratet dreimal, bleibt aber kinderlos. Zum Zeitpunkt des Ruhestandes zieht er mit seiner Frau nach Korsika.
--	---------------	---

	24. November 2010	Werner stirbt auf Korsika.
--	----------------------	----------------------------